1,90 DM / Band 608
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Böse kommt

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Das Böse kommt

John Sinclair Nr. 608

von Jason Dark

erschienen am 27.02.1990

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Das Böse kommt

Der Lord kam mit seiner Horde in das Dorf und räumte rücksichtslos auf. Wer nicht für ihn war, der wurde vernichtet, und so duckten sich die Menschen unter seinem Terror.

Er wollte mehr, viel mehr…

Die Kirche war ihm ein Dorn im Auge. Erst als er sie höchstpersönlich angezündet und den Pfarrer getötet hatte, war er zufrieden. Mit triumphierendem Gesicht starrte er in die Flammen und dachte daran, daß der Dämon Baphomet ihm jetzt gnädig sein würde.

Die Bewohner aber flüsterten nur einen Satz: »Das Böse kommt…«

Irgend etwas hatte ich vergessen!

Keine Geldbörse liegenlassen, auch keinen Mantel oder Schal, nein, es war etwas anderes.

Darüber grübelte ich an diesem Abend, seit ich meine Wohnung betreten hatte. Ich wußte genau, daß es etwas war, aber um welch einen Gegenstand es sich dabei handelte, kam mir auch nach langem Nachdenken nicht in den Sinn.

Etwas Persönliches war es jedenfalls *nicht*!

Die Glotze lief. Über London hatte sich die Dunkelheit gelegt, der Himmel sah aus, wie mit schwarzem Samt überzogen, und ein frischer Wind strich durch die Straßenschluchten.

Ein schöner Abend im Herbst, den man eigentlich genießen sollte.

Deshalb entschied ich mich für einen kleinen Spaziergang. Möglicherweise konnte ich unterwegs besser nachdenken und würde auch zu einer Lösung gelangen. Wegen der Kühle wollte ich mir den Mantel überstreifen. Er hing im Flur, direkt neben dem langen Spiegel, der ein Bild des gesamten Menschen widergab, und als ich mich selbst in der Fläche sah, da durchschoß der Gedanke wie ein Blitzstrahl mein Hirn.

Der Spiegel war es!

Plötzlich wußte ich Bescheid. Ein Spiegel, nicht so groß wie der, vor dem ich stand, nein, viel kleiner, ein Handspiegel, oval geformt und mit einem Griff versehen.

Dieser Spiegel war ungemein wichtig gewesen, er hatte die Familie Lindsey beeinflußt und dafür gesorgt, daß die Kräfte der Hölle an sie heranreichen konnten, ihn wollte ich näher untersuchen.

Dazu mußte ich ihn zunächst einmal haben und nach Belgravia fahren, zum Haus der Lindseys.

Die Unruhe hatte einem anderen Gefühl Platz geschaffen. Ich hoffte jetzt, nicht zu spät zu kommen. Es wäre fatal gewesen, wenn es einem anderen gelungen wäre, den Spiegel zu rauben.

Suko war nicht zu Hause, demnach konnte er auch keinen Bescheid von mir bekommen. Sein BMW stand nicht in der Garage, dafür wartete mein Dienst-Rover an der üblichen Stelle.

Zwei Minuten später war ich draußen, reihte mich ein in den Londoner Abend, wo die Dunkelheit vom Teppich der Scheinwerfer aufgerissen wurde und Abgasfahnen wie dünne Nebelarme über den Belag hinwegstrichen.

In Belgravia lockerte sich der Verkehr auf. Ich kam schneller und besser voran. In einer günstigen Zeit hatte ich mein Ziel erreicht und lenkte den Rover durch den parkähnlichen Vorgarten, auf dem herbstlich gefärbte Laubbäume ihre schützenden Arme ausbreiteten.

Ich stieg aus und drückte den Wagenschlag vorsichtig zu, da ich das Gefühl hatte, jedes laute Geräusch würde die Ruhe stören.

Dunkel lagen die beiden Haushälften vor mir. Ich dachte an Carol Lindsey und daran, wie sehr sie uns getäuscht hatte. Durch sie hatten wir die U-Bahn erlebt, die angeblich ins Jenseits führte. Und einen geheimnisvollen Spiegel, der in Verbindung zu den Kräften der Hölle stand, hatte ihr diesen Weg erst ermöglicht.

So sahen die Tatsachen aus, und mich störte, daß der geheimnisvolle Spiegel im Haus zurückgeblieben war.

Ich ging auf das dunkle Gebäude zu und saugte den herbstlichen Geruch tief ein. Eine Mischung aus Kühle und dem Geruch des feucht gewordenen Laubs, das noch an den Zweigen der Bäume hing. Der Verkehrslärm kam mir sehr fern vor.

Irgendwo strömte Rauch aus einer Kaminöffnung. Der scharfe Geruch drang bis in den kleinen Park.

Ich ging die Stufen der Treppe hoch, stand vor der Haustür und leuchtete gegen das Schloß.

Es zu öffnen, war einfach, denn ich besaß das nötige Werkzeug.

Mit der Schuhspitze drückte ich die Tür nach innen und schnupperte die muffige Luft.

Der süßliche Leichengeruch war verschwunden. Wir hatten im Keller einen Toten entdeckt, Pete Lindsey. Seine Leiche war bereits in den Zustand der Verwesung übergegangen.

Meine Schritte kamen mir überlaut vor. Ich dämpfte sie, blieb dann stehen und dachte darüber nach, wo ich zuerst mit der Suche beginnen sollte. Den Wohnraum kannte ich, dort hatten wir uns mit Carol Lindsey unterhalten, und genau da würde ich zuerst nachschauen.

Um nicht wie ein Dieb in der Nacht zu erscheinen, machte ich Licht. Das Zimmer wirkte aufgeräumt wie immer und gleichzeitig so, als wäre es nur für einen Moment von einer bestimmten Person verlassen worden, die gleich zurückkommen wollte, um ein geholtes Getränk abzustellen.

Wo befand sich der Spiegel?

Er lag jedenfalls nicht offen herum. Soviel ich wußte, war er der magische Katalysator gewesen, um in andere Welten zu gelangen.

Davon hatte Carol Lindsey kräftig Gebrauch gemacht. Ich wollte nicht unbedingt in die jenseitigen Reiche hineintauchen. Mich interessierte einfach der Spiegel als solcher, ich wollte auch seine Funktion untersuchen und herausfinden, welch magisches Phänomen dahinter steckte.

Der weiche Teppich dämpfte auch meine Schritte. Wenn ich ging, schleiften die Sohlen darüber hinweg. Vor dem Schrank blieb ich nachdenklich stehen. Wo würde ich einen Gegenstand verstecken, den ich aber sehr schnell wieder zur Hand haben mußte, wenn es darauf ankam.

Ich nahm mir den Schrank vor. Seine Front war aufgelockert durch kleine Türen oder Nischen, in die ich hineingreifen konnte, wo aber nur Bücher standen und Vasen, aus denen Kunstblumen hervorschauten.

Den Spiegel fand ich leider nicht. Selbst unter oder zwischen zusammengefalteten Decken hielt er sich nicht verborgen. Carol Lindsey mußte für ihn ein gutes Versteck gefunden haben.

Im Schlafraum suchte ich weiter. Auch dort blieb mir der Erfolg versagt.

Vielleicht im Keller?

Gern dachte ich an ihn nicht zurück, denn dort hatte der Tote gelegen. Mit einem etwas mulmigen Gefühl schritt ich die Steintreppe hinab. Niemand hielt mich auf, keiner lauerte auf mich, dennoch verdichtete sich der Eindruck bei mir, nicht mehr allein zu sein. Ich kam mir vor wie beobachtet.

In einem bestimmten Raum hatte die Leiche gelegen. Bevor ich ihn betrat, drehte ich mich kurz um.

Auf der blanken Treppe glänzte das Licht. Mehr war nicht zu sehen. Niemand hatte mich verfolgt.

Zwischen den Wänden des Kellerraums war der widerliche Geruch noch immer nicht verschwunden. Er hing dort, als hätte man ihn an die Wände geklebt. Der Magen drehte sich mir zwar nicht um, aber mein Taschentuch preßte ich schon vor die Lippen.

Der Keller war zwar nicht leer, aber den Spiegel fand ich bei der ersten flüchtigen Untersuchung nicht.

Allmählich breitete sich eine gewisse Nervosität aus. Den Gestank bekämpfte ich mit einem anderen Geruch, dem Rauch einer Zigarette. Noch einmal durchmaß ich den Keller, ließ meine Blicke über das Gerumpel gleiten und blickte auch in eine offene Kiste hinein, die bis über die Hälfte mit künstlichem Stroh angefüllt war. Ich schaufelte es mit einer Hand zur Seite, wühlte mich tiefer – und hielt etwas zwischen den Fingern, das durchaus der Griff des von mir gesuchten Spiegels sein konnte.

Er war es auch!

Scharf atmete ich durch. Carol Lindsey hatte den Spiegel gut versteckt, aber nicht gut genug, er war trotz allem in meine Hände gefallen. Über meine Lippen zuckte ein Lächeln. Ich freute mich, daß ich es geschafft hatte.

Untersuchen wollte ich ihn nicht hier, dieser Ort gefiel mir überhaupt nicht.

Noch im Keller zertrat ich die Kippe und ging wieder die Stufen hoch. Der Wohnraum war bequemer. Dort nahm ich in einem Sessel Platz und streckte die Beine aus.

Ich habe es schon erwähnt, die Fläche war nicht so wie bei einem

normalen Spiegel. Ich hätte jetzt eigentlich mein Gesicht sehen müssen, das war nicht der Fall.

Statt dessen schaute ich auf einen grausilbrigen Inhalt inmitten des Rahmens, der auch nun gar nichts widergab, nicht einmal einen schattenhaften Umriß.

Neu war dies für mich nicht, denn ich hatte schon mit ähnlichen Spiegeln Kontakt gehabt. Sie waren der Zugang zu anderen Reichen, Dimensionen und Welten, wo keine irdischen Gesetze herrschten und unsere Physik oftmals aufgehoben war.

Das waren dann die Welten der Geister und Dämonen, der Alptraumwesen, die dieses Pandämonium beherrschten.

Ich war nur froh, daß Asmodis diesen Gegenstand nicht bekommen hatte. Ihm und seiner Magie waren durch den Spiegel zahlreiche Möglichkeiten eröffnet. Nun besaß ich ihn und fragte mich, was ich mit diesem Gegenstand anstellen sollte?

Man konnte in ihn hineintauchen, das wußte ich. Dazu mußte der Spiegel jedoch magisch aufgeladen sein. Ich legte ihn mit der Fläche nach oben vor mir auf den Tisch. Die hintere Seite des Spiegels sah völlig normal aus. Dort klebte – ausgeschnitten als Oval – eine feste Pappschicht. Sie war mit dem Rahmen verleimt worden, ich wollte sie auch nicht entfernen. Mich interessierte natürlich die Vorderseite.

Mir war bekannt, daß sie sich verändern konnte. Sowohl von der Optik her als auch vom reinen Material, vorausgesetzt, ich schaffte es auch, diese Fläche zu verändern.

Der Spiegel war schwarzmagisch geladen, mein Kreuz bildete einen Gegenpol. Bisher hatte es sich stets stärker erwiesen als die Hölle. Ich glaubte fest daran, daß ich den Spiegel durch die Kraft des Kreuzes verändern konnte.

Irgendwie war ich in diesem Haus zur Ruhe gekommen, so ungewöhnlich es sich auch anhörte. Der Streß war verschwunden, die große Nervosität ebenfalls. Vielleicht lag es an der Stille, denn nur mein eigener Atem war zu hören.

Ich löste das Kreuz von der üblichen Stelle. Wie immer strahlte es einen matten Glanz aus, aber keine klirrende und zuckende Warnung. Es nahm die fremde Magie nicht einmal zur Kenntnis.

Bevor ich Kreuz und Spiegel zusammenbrachte, tastete ich über die Fläche.

Im Prinzip hatte ich damit gerechnet, mit der Hand eintauchen zu können, das passierte mir nicht. Die Fläche blieb so, wie sie war, relativ hart und auch leicht gewellt.

Trotzdem veränderte sich etwas.

Ich hörte Geräusche…

Zunächst nur als fernes, sehr dumpf klingendes Brausen. Die Laute schienen von Wellenbewegungen getragen zu werden, die mir in den

Ohren nachklangen, an Intensität zunahmen, als wollten sie mich auf ein bestimmtes Ereignis vorbereiten.
Woher kam dieser ferne Lärm?
Ich blieb noch im Sessel sitzen, drehte mich allerdings und ließ meinen Blick zum Fenster hinschweifen. Da der Ort nicht genau herauszufinden war, ging ich zwangsläufig davon aus, daß dieses Haus von den unerklärlichen Lauten umtost wurde.
Ich hörte, doch ich sah nichts.
Mit zeitlupenhaften Bewegungen verließ ich meinen Sitzplatz.
Schwankte der Boden etwas unter meinen ersten, vorsichtig gesetzten Schritten, oder bildete ich mir das ein?
Ich selbst zitterte wohl, weil die Spannung einfach unerträglich geworden war. Der Weg zum Fenster hin kam mir länger vor. Das Scheibenrechteck schien sich von mir fortzubewegen, irgendwo hinein in die Ferne, wo ich es nicht mehr anfassen konnte.
Im Nacken spannte sich die Haut, auf meiner Stirn lag plötzlich der kalte Schweiß. Ich blieb stehen und drehte mich um.
Der Spiegel lag auf dem Tisch, wo ich ihn zurückgelassen hatte.
Beim ersten Hinschauen hatte er sich nicht verändert. Als ich mich konzentrierte, entdeckte ich schon eine Veränderung, denn über der Fläche lag ein hauchdünner Schleier, ein geheimnisvolles Flirren, wie eine Botschaft, die ich auch nur dann erkennen konnte, wenn ich mich bückte und den Kopf schieflegte.
Die Magie war also nicht nur vorhanden, ich hatte es auch geschafft, sie zu erwecken.
Und die Geräusche?
Sie waren nicht verstummt, auch nicht leiser geworden. Nach wie vor trommelten und vibrierten sie dumpf in meinen Ohren, und ich glaubte sogar, daß sie sich gesteigert hatten.
Sie waren sogar deutlicher geworden, ohne daß ich hätte Einzelheiten ausmachen können. Sehr fern klingende Schreie mischten sich in das monotone Hämmern und Klopfen, als wäre jemand dabei, mit zahlreichen Hämmern auf den Boden zu schlagen.
Woher kamen die Geräusche?
Ich schritt dem Fenster entgegen, ließ die viereckige Scheibe nicht aus dem Blick.
Bewegte sich der Rahmen, oder bewegte er sich nicht?
Bevor ich das feststellen konnte, hörte ich hinter mir ein Zischen.
Ich flirrte herum!
Den Spiegel hatte ich allein auf dem Tisch liegenlassen. Er hatte sich verändert, war zu einem gewaltigen Oval geworden, das sich aufbäumte und ausdehnte.
Der Vergleich mit einem aufgeblasenen Luftballon kam mir in den Sinn. Ich wollte mit meinem Kreuz gegensteuern, als die Spiegelfläche

kippte und über meinem Körper zusammenbrach.

Ich hörte kein Klirren, kein Platzen, es war gar nichts zu vernehmen. Aber ein kühler Hauch streifte mein Gesicht.

Und dann war es vorbei.

Nein, nicht vorbei, ein Irrtum. Ich stand noch da, wo ich auch zuvor gestanden hatte. Aber die Umgebung zeigte sich verändert.

Ebenfalls die Zeit, denn durch die Magie des Spiegels war es mir gelungen, in die Vergangenheit zu rutschen…

***

Die ungewöhnlichen Geräusche blieben. Sie hatten sich nicht verändert und es geschafft, als erste eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu schlagen.

Mir kam es so vor, als würden sie genau in diese Zeit hineinpassen. Ich konnte sie sogar identifizieren. Es war der dumpfe Klang trommelnder Pferdehufe, entstanden durch eine Schar Reiter, die nicht weit vom Haus entfernt vorbeipreschte.

Ich lief auf das Fenster zu. Jetzt ohne Schwierigkeiten; mit zwei Schritten hatte ich es erreicht.

Es war nicht mehr das gleiche Fenster. Viel kleiner und uneben das Glas. Nicht nur die andere Zeit hielt mich umfangen, auch das andere Haus oder das ehemalige, die Bude, wie sie tatsächlich einmal gewesen war, bevor man sie umgebaut oder neu errichtet hatte.

Ich faßte den feuchten Fensterrahmen an und drückte die Kuppe meines Daumens in das Holz. Es war weich wie Pappe. Daß die Scheiben hielten, glich schon einem kleinen Wunder.

Was war geschehen?

Durch Magie hatten sich die Zeiten verschoben. Ich steckte also in der Vergangenheit. Der Spiegel hatte die Macht übernommen, beeinträchtigt wahrscheinlich durch mein Kreuz.

Ich drehte mich um.

Der Spiegel war nicht mehr zu sehen. Es hatte sich alles verändert, die Einrichtung entsprach der, wie man sie vor zweihundert Jahren oder mehr gehabt hatte. Wände aus Lehm und Holzbalken als Stütze. Links sah ich eine gemauerte Feuerstelle. Der Tisch und die Stühle waren aus rohen Hölzern zusammengezimmert; der Fußboden bestand aus festgestampftem Lehm.

Allerdings war das Geräusch geblieben. Dieses harte Trommeln von Pferdehufen, die den Untergrund zum Erzittern brachten. Um Genaueres feststellen zu können, mußte ich nach draußen gehen.

Auf meinen Haaren spürte ich den leichten Druck, denn ich stieß mit dem Kopf leicht gegen die Decke. Die Eingangstür war schnell erreicht. Sie bestand aus stabilem Holz, hing aber schief in den Angeln und zeigte von außen einige Macken, als hätte diese Fläche

Bekanntschaft mit spitzen Gegenständen gemacht.
Kühle Luft umsegelte mich. Vor meinen Lippen dampfte dünn der blasse Atem. Der Wind bewegte das Laub an den Bäumen. Waren es noch die gleichen, die ich kannte?
Langsam ging ich weiter. Das Gefühl der Unsicherheit wollte einfach nicht weichen. Der Hufschlag donnerte noch immer. Es gab keine Straße mehr, ich befand mich in einer ländlichen Gegend. Wald ragte aus dichtem Buschwerk, und die Wolken hoch über den Bäumen spielten im Wind, wildes Fangen.
Auch die Schreie blieben.
Wie Signale durchdrangen sie das Trommeln. So schrie nur ein Mensch, der große Angst davor hatte, von anderen gejagt und möglicherweise getötet zu werden.
Ich lief den Schreien entgegen. Egal, in welcher Zeit ich mich befand, es gab immer wieder Menschen, die Hilfe benötigten. Da kam es nicht darauf an, ob ich mich in der Gegenwart oder einer Vergangenheit befand.
Ich duckte mich durch die Lücke zwischen zwei Baumstämmen, räumte Buschwerk zur Seite und hatte den grünen Sperrgürtel überwunden, als ich die Pferde sah.
Sie befanden sich nicht mehr weit vom Haus entfernt. Auf ihrem Rücken hockten vermummte Gestalten, die von einem stolzen Reiter angeführt wurden, dessen schwarzes Haar im Wind wehte. Der Mann besaß ein scharfgeschnittenes Gesicht. Er trug einen langen Mantel aus Pelz und wedelte mit dem linken Arm, als wollte er sein schwarzes Reittier noch mehr antreiben.
Das hatte seinen Grund.
Vor ihm und der Horde rannte eine Frau her. Sie mußte flüchten und hatte es bisher geschafft, den Häschern zu entwischen. Wahrscheinlich wollte sie im Haus Schutz suchen. Sie sah so aus, als würde sie nicht zum erstenmal vor irgendwelchen Häschern fliehen. Immer wieder hatte sie Haken geschlagen, die natürlichen Deckungen gut ausgenutzt und befand sich nicht mehr weit von mir entfernt.
Es war nicht nachtdunkel, eher grau und dämmrig. In der Luft hoben sich die Umrisse scharf konturiert ab. Dieses Licht kannte ich von unserer Zeit her nicht. Wenigstens nicht in London oder England. Ich jedenfalls bekam alles ungewöhnlich deutlich mit und hatte das Gefühl, daß die Reiter die Frau quälen wollten. Wenn es ihnen um den Tod dieser Person gegangen wäre, hätten sie ihn schon längst haben können. Das versprach interessant zu werden, vor allen Dingen dann, wenn es mir gelang, mich einzumischen. Und nur herumstehen und zusehen, wollte ich auf keinen Fall.
Deshalb lief ich der Frau entgegen und versteckte mich in der unmittelbaren Nähe des Hauses, aber so, daß sie mich nicht sehen

konnte. Ich würde vor ihr erscheinen wie ein Geist.

Noch war sie nicht da.

Ich hörte sie schreien und keuchen. Lachen drang hinter ihr auf.

Diese Laute klangen wie ein tödliches Versprechen.

Die Frau war erschöpft. Ihre Bewegungen wirkten zeitlupenhaft, als sie die letzten Yards auf das Haus zurannte. Sie hatte den Kopf zurückgeworfen, den Mund weit aufgerissen. Das Gesicht zeigte Kratzspuren. Blutstreifen bildeten auf der hellen Haut ein Muster.

Als sie fast zusammenbrach, verließ ich meine Deckung. Sie wollte schreien, weil sie damit rechnete, daß ich zu den anderen Häschern gehörte. Das schaffte sie nicht mehr. Ich war schneller, warf mich über sie und preßte ihr meine Hand auf den Mund, bevor ich sie zurück durch die offene Tür ins Haus zerrte und sie dort losließ.

Sofort zog sie sich zurück, preßte den Rücken gegen die Wand und blieb dort geduckt stehen – mit Flammenaugen, einem halb geöffneten Mund und keuchendem Atem, der nur schwer über die Lippen floß.

Ich ging zur Seite und wuchtete die Tür mit einem kräftigen Fußtritt wieder zu. Viel Zeit stand uns nicht zur Verfügung. Die Reiter würden in wenigen Sekunden das Haus erreicht haben und es wahrscheinlich bis auf den letzten Mauerrest niederbrennen.

»Töte mich doch!« brüllte sie mich an. »Los, töte mich!« Sie trug ein rotes Kleid, dessen Ausschnitt sich über ihre vollen Brüste wellte.

Ihre Haut war weiß, das Haar lang und schwarz. Ihre Hände hatte sie in die Ränder des Ausschnitts gekrallt, und es sah so aus, als wollte sie ihn jeden Augenblick auseinanderreißen, um sich mir bloß zu zeigen.

»Weshalb sollte ich dich töten wollen?«

Sie war entweder zu ängstlich oder zu überrascht, um eine Antwort schnell zu geben. Das Keuchen blieb, sie bewegte den Kopf und schaute zur Tür, die zugefallen war. »Gehörst du nicht zu denen?«

»Nein!«

Jetzt kam sie vor. Ihre Verkrampfung löste sich, die Arme sanken nach unten. Über ihre Lippen zuckte ein Lächeln. Unsicher, verlegen, da sie mich nicht einstufen konnte. »Was ist mit dir los? Du siehst so anders aus. Wo kommst du her?«

»Aus der Ferne.«

»Ein anderes Reich?«

»Nicht direkt, aber es ist jetzt nicht wichtig. Es geht um dich. Wer bist du?«

»Kennst du mich nicht?«

»Nein.«

»Dann sag Femina zu mir. Diesen Namen hat mir jemand gegeben. Meinen richtigen habe ich vergessen.«

»Ich bin John.«

Als sie mich anstaunte, sah ich, daß sie grünschwarze Pupillen besaß.

Sie roch nach Schweiß und der Feuchtigkeit des Waldes, durch den sie gerannt war. »John«, wiederholte die Frau flüsternd. »Einfach nur John?«

»Reicht das nicht?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht, aber ich muß dir vertrauen, du hast mich in der Hand.«

»Das ist nicht richtig. Wenn du gehen willst, dann verlasse dieses Haus, Femina.«

Da mußte sie laut und hart lachen. »Wohin denn? In die Arme dieser Teufel?«

»Sie wollen dich also töten?«

»Ja, einfach so. Sie wollen mich erst foltern, dann töten. Jagen bis zur Erschöpfung, so fängt ihr Spiel an.«

»Was ist der Grund?«

Fast wütend winkte sie ab. »Sag nur, du bist nicht informiert.«

»Nein, ich bin fremd hier.«

Femina ging einige zögernde Schritte zur Seite. Sie schob sich dabei an der Lehmwand entlang und wirkte wie eine Bühnenschauspielerin, die ihren vom Regisseur vorgezeichneten Weg ging, um einen bestimmten Punkt auf der Bühne zu erreichen. An der Tür, durch die ich gekommen war, blieb sie stehen.

Ich wußte, daß sie auf eine Antwort wartete, deshalb nickte ich noch einmal. »Du hast richtig gehört, ich bin hier tatsächlich fremd. Ich komme…« Mir fiel ein, daß es keinen Zweck hatte, lange Erklärungen abzugeben, aber Femina wollte mehr.

»Ja, rede, wo kommst du her?«

»Laß es sein, Femina. Nimm mich einfach als gegeben hin – okay?«

»Wie du willst.«

Ich trat ihr entgegen. Für sie mußte es so aussehen, als wollte ich etwas von ihr, und sie drückte sich schnell in den Raum zurück, durch dessen Fenster ich geschaut hatte.

Der Hufschlag war nicht mehr zu hören. Mir gelang ein Blick durch das kleine Fenster, und ich glaubte, Gestalten dort draußen erkennen zu können.

Sie hatten einen Ring um das Haus gezogen, hockten auf ihren Pferden und warteten ab.

Wir waren eine sichere Beute für sie. Femina hatte sich gegen die Wand gedrückt. »Wenn du fremd bist, kannst du es vielleicht nicht merken, John.«

»Was sollte ich denn merken?«

»Daß dieses Haus verflucht ist.«

»Nein, ich…«

»Die sagen, daß es verflucht ist, weil ich hier wohne. Die wollen mich töten.«

»Dann sehen sie dich als Hexe an.«

Femina schrak zusammen. Sie ging in die Knie und streckte mir die Arme mit den gespreizten Händen entgegen. »Sag nicht so etwas, John. Hör auf damit, ich warne dich.«

Ich blieb trotzdem beim Thema. Hexenverfolgungen waren früher leider gang und gäbe. »Sieht man dich wirklich nicht als Hexe an?«

»Nein.«

»Was sollst du dann sein?«

»Eine Verräterin, John. Für die anderen bin ich eine Verräterin. Das mußt du mir glauben.«

»Schön. Was hast du verraten?«

»Nichts, gar nichts. Sie werfen mir einfach vor, die Regeln verletzt zu haben.«

»Kenne ich die?«

»Weiß ich nicht.« Sie drehte sich schroff um, für mich ein Zeichen, daß sie das Thema für erledigt hielt. Erst sah es so aus, als wollte sie direkt aus dem Fenster schauen, überlegte es sich aber anders und lugte nur behutsam um die Kante.

Ich stand schräg hinter ihr und überließ Femina die Initiative. Die Häscher draußen warteten ab. Es war irgendwie eine verrückte Situation, die ich mir schlecht erklären konnte. Es hatte so ausgesehen, als hätte Femina getötet werden sollen, aber die Reiter trafen keinerlei Anstalten, in das Haus einzudringen, demnach mußten sie etwas anderes vorhaben, und ich dachte auch über den Begriff der Verräterin nach.

»Werden sie versuchen, dich hier aus dem Haus zu holen?« sprach ich Femina an.

Ohne mich anzuschauen, nickte sie. »Ja, das müssen sie, wenn sie Bescheid wissen wollen.«

»Aha.«

Ruckartig drehte sie den Kopf. Ihre langen Haare flogen dabei.

»Aber ich werde dich nicht einweihen, John. Du kannst nach draußen gehen und ihnen sagen, daß du mit mir nichts zu tun haben willst. Vielleicht glauben sie dir, und dich kennen sie sowieso nicht. Also verschwinde, wenn dir dein Leben lieb ist.«

»Mir gefällt es hier.«

»Willst du mich ärgern?«

»Bestimmt nicht. Ich möchte nur herausfinden, welches Spiel abläuft. Also werde ich bleiben.«

»Ein mutiger Mann.«

»Ein neugieriger«, schränkte ich lächelnd ein.

Der Raum besaß nur zwei kleine Fenster. Neben einem stand Femina, ich suchte mir das zweite aus, das zudem ebenfalls an der Vorderseite lag und einen Blick auf den freien Platz garantierte, an dessen

Rändern erst der Bewuchs begann.

Dazwischen und dahinter standen sie. Die Reiter hockten wie Statuen auf den Rücken ihrer Pferde. Manche Gestalten schauten über das hohe Buschwerk hinweg. Andere wiederum hielten sich im Schatten zwischen den Bäumen auf.

Sie trugen keine Uniformen, sie hatten aber Kutten über ihre Gestalten geworfen und wirkten so wie Mönche, die etwas Schreckliches vor und ihre eigentlichen Aufgaben vergessen hatten.

Ich hörte Feminas Flüstern. »Na – hast du sie gesehen, John? Erkennst du sie?«

Ich räusperte mich. »Ja, nur weiß ich noch immer nicht, um wen es sich dabei handelt?«

»Das kann ich dir sagen. Es sind die Helfer des Lord of Wrexham.«

»Das ist der dunkelhaarige Anführer, nicht wahr?«

»Ja, so ist es.« Sie holte scharf Luft. »Er ist ein wilder Mensch, ein böser Mann, habe ich das Gefühl. Ich und andere haben unter ihm gelitten. Er ist einfach grauenhaft.«

»Nun ja, wenn du das sagst…«

Leider sprach sie meinen in der Schwebe gelassenen Satz nicht zu Ende, sondern zuckte zurück. »Sie werden mich hier herausholen, und wenn sie das Haus abbrennen.«

»Weshalb denn?«

»Weil sie mit einer Verräterin abrechnen wollen.«

»Was hast du denn Schlimmes verraten?«

»Ich habe ihn verraten, den Lord, verstehst du jetzt? Ich bin einfach von ihm weggelaufen.«

»Na und?«

»Oh.« Sie hob die Arme in einer theatralisch wirkenden Geste.

»Oh, du kennst sie nicht. Du kennst diese Menschen nicht, und du kennst ihn nicht. Er hat die Macht, man läuft ihm nicht weg. Aber ich bin in die Arme eines anderen Mannes…«

Ihre Stimme versagte. Zudem sah sie auch meinen Blick auf sich gerichtet. Feminas Hände ballten sich zu Fäusten. »Los!« flüsterte sie, »sag etwas! Sag, daß du mich verachtest, daß du mich für eine furchtbare Gestalt hältst, die es nicht wert ist, weiterhin am Leben zu bleiben, eine Gestalt, die bestraft werden muß.«

»Nein!«

Zuerst begriff sie meine Antwort nicht. Dann schüttelte sie den Kopf. »Was hast du da von dir gegeben?«

»Ich sagte nein.«

»Dann denkst du anders darüber?«

»Das kann man wohl sagen. Ich denke, daß es jedem freisteht, an wen er sich bindet.«

»Das dachte ich auch. Ich konnte ihn nicht lieben, nicht unter Zwang.

Bestimmt nicht.«

»Und den anderen?«

Ein schwärmerischer Glanz lag in ihren Augen. »Ah… ihn habe ich geliebt. Er war so anders zu mir. So zärtlich, einfach wunderbar, wenn du verstehst.«

»Bestimmt.«

»Dann bist du anders.«

»Möglich.«

Sie dachte über ihre nächsten Worte erst nach und bewegte dabei ihre Finger, als wollte sie sie abzählen. »Er war so wunderbar, so gütig, nun ist es vorbei.«

»Hat man ihn getötet?«

Sie hob mit einer steifen Bewegung die Schultern. »Ich kann es dir nicht sagen, weil ich es nicht weiß. Ich bin da überfragt, du mußt dich schon an den Lord wenden.«

»Das werde ich dann wohl machen, aber ich habe noch eine andere Frage. Gehört dir dieses Haus, oder hast du es dir nur aus Zufall ausgesucht, weil du eine Fluchtburg haben wolltest?«

»Ich habe hier mit ihm gelebt.«

»Aha. Weiter bitte.«

»Nein, ich erzähle nichts mehr. Sei versichert, daß ich hier mit ihm lebte und glücklich war. Ich weiß nicht, wie lange wir noch Zeit haben, aber sie werden kommen und uns töten. Dich wird man auch nicht verschonen, aber du hast es besser als ich, denn du wirst sehr schnell sterben. Ich muß zunächst unter der Folter leiden, und darin ist der Lord ein wahrer Meister.«

»Kannst du mir das näher erklären?«

»Nein, nicht! Vielleicht später. Jetzt nicht. Ich… ich will es einfach nicht!«

»Gut, beschäftigen wir uns mit etwas anderem.«

»Und womit?«

»Ich will hier nicht bleiben. Wir werden wohl fliehen.«

Femina sah so aus, als wollte sie mich auslachen. Im letzten Augenblick verschluckte sie das Gelächter und schüttelte den Kopf.

»Nein, John, das schaffen wir nicht. Schau durch das Fenster. Sie stehen dort und warten.«

»Gibt es einen Geheimgang?«

»Davon habe ich nie etwas gehört.«

»Schade, ich hatte eigentlich damit gerechnet. Dann müssen wir es anders versuchen.«

»Wie denn?«

»Du bleibst hier, während ich das Haus verlasse. Ich werde mich dem Lord stellen.«

»Und seinen Helfern?«

»Ja, natürlich. Oder hast du vielleicht etwas anderes angenommen?«

Sie wurde blaß, das konnte ich noch erkennen, ansonsten waren die Schatten dichter geworden. Die Dunkelheit nahm zu, und der Tatsache trugen die Männer auch draußen Rechnung; sie zündeten Fackeln an, deren rot-gelbe Flammenarme in die Höhe leckten und Lücken in die graue Finsternis rissen.

Femina klammerte sich an mich. Sie sprach nur *stoßweise*. »Jetzt ist es soweit. Sie werden in das Haus eindringen und…«

»Dann gehe ich jetzt.«

Ihre Hände lösten sich nur zögernd. Sie sprach auch nicht. Ich sah nur ihr Nicken. »Ja, möge dich der Allmächtige beschützen.«

Über die letzten Worte dachte ich nach. Wer *so* sprach, der gehörte nicht zur anderen Seite. Ich konnte also darauf vertrauen, daß Femina keine Hexe war, und sie staunte auch nicht schlecht, als sie mitbekam, wie ich mir das Kreuz nach außen umhängte.

»Nein«, ächzte sie und wankte mit Zitterschritten zurück. »Das kann nicht wahr sein.«

»Was ist nicht wahr?«

Heftig winkte sie ab. »Schon gut, schon gut. Vielleicht habe ich mich auch geirrt.«

»Meinst du das Kreuz?«

»Ja, das genau meine ich.«

»Wieso? Kennst du es?«

Femina wollte mir keine Erklärung geben. Sie hatte sich umgedreht und ihr Gesicht in beide Hände vergraben.

Auch von ihrer ungewöhnlichen Reaktion ließ ich mich nicht von meinem Plan abbringen und ging zielsicher auf die Tür dieses kleinen Hauses zu. Mit einer heftigen Bewegung riß ich sie auf, sie mußten mich sehen können. Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog, denn ich sah mich gleichzeitig als Zielscheibe an und schaute zudem in den zuckenden Schein der Fackeln, der sich heftig bewegten und von einer Seite zur anderen tanzten.

Ich hörte sie. Die Hufe der Pferde kratzten über den Boden, als die Tiere auf das Haus zuritten. Aber nur einer löste sich aus dem Pulk.

Es war der Lord.

Stolz saß er auf seinem Tier. Ich war etwas zur Seite getreten, um nicht geblendet zu werden.

Er ritt auf mich zu. Dadurch, daß er auf seinem Pferd hockte, wirkte er noch größer und stolzer. Der lange Pelzmantel stand vorn offen. Beide Hälften schwangen rechts und links wie ein schwerer Fahnenstoff. Das lange, dunkle Haar wehte nach hinten. Wenn ich mich auf sein Gesicht konzentrierte, hatte ich den Eindruck, daß es eine gewisse Ähnlichkeit mit der Frau besaß.

Es war ebenso scharf geschnitten, und auch die beiden Münder

glichen sich. Man konnte meinen, daß es Verwandte waren. Das Fell des Pferdes glänzte seidig wie auch das dunkelrote Wams, das seinen Oberkörper umschlang.

Hinter ihm standen regungslos die Kuttenträger mit den Fackeln.

Ich ging nicht zur Seite. Wenn er ins Haus wollte, mußte er mich umrennen.

Plötzlich gab es nur ihn und mich. Die Luft zwischen uns schien zu knistern. Wir sahen uns an, ich ihn von unten nach oben, er umgekehrt. Sein Gesicht wirkte bleich wie Kalk und hatte einen gelblichen Unterton bekommen.

Dann nickte er. »Du weißt, wer ich bin?«

»Ja, man erzählte es mir.«

»Dann weißt du auch, daß ich hier das Sagen habe. Du wirst uns nicht entkommen können. Wir haben die Macht, und wir werden sie mit niemandem teilen. Ich hole sie.«

»Hat sie dich verraten?«

»Du weißt viel.«

»Sicher.«

Keiner von uns wollte sich eine Blöße geben. Der Lord of Wrexham wußte, daß er mit seinem Pferd nicht in das Haus hineinreiten konnte, der Eingang war zu niedrig, deshalb stieg er mit einer geschmeidigen Bewegung vom Rücken des Tieres, gab ihm einen Klaps, und der Rappe lief einige Schritte zur Seite, wo er stehenblieb.

Der Lord schleuderte seinen Fellmantel zurück und legte die Rechte auf den Griff seines Säbels.

Der Mann und ich waren gleichgroß. Die Distanz zwischen uns betrug etwa fünf Schritte, sie war also ziemlich groß. Ich tat auch nichts, als der Lord mit einem Ruck den Säbel aus der Scheide zog und ihn einmal so schnell von links nach rechts schwang, daß ein Pfeifen entstand und die Klinge schließlich in einer Stellung zur Ruhe kam, daß die Spitze auf sein Gesicht wies.

Ein unbewegliches Gesicht, eine Maske, in der nur die dunklen Augen Leben und Bewegung zeigten. Die Klinge teilte es in zwei Hälften wie ein Lineal.

»Sieh mich an!« forderte er mich auf. »Sieh mich genau an, Fremder!«

»Das tue ich bereits.«

»Ich habe meinen Säbel gezogen. Es ist eine sehr gefährliche Waffe, die ich zudem gut beherrsche. Sie kann tödlich sein, muß aber nicht. Sie kann einen Menschen auch Verletzungen beibringen, so wie jetzt, Fremder, so wie jetzt!«

Noch während seiner Worte drückte er die Klinge zurück und genau auf sein Gesicht zu.

Er stoppte sie nicht, er sorgte sogar dafür, daß sie die Haut berührte, aber damit war der Vorgang noch nicht beendet, denn die Klinge

drang über den Augen in die dünne Haut der Stirn ein und hinterließ dort eine breite Rißwunde, aus der nicht ein Tropfen Blut sickerte…

***

Kein Blut benetzte die Klinge – kein Blut!

Das war trotz der nicht eben guten Lichtverhältnisse zu sehen. Die Männer mit den Fackeln standen ziemlich weit im Hintergrund. Ihr Licht zuckte nur als wandernder gespenstischer Schein durch die Lücken zwischen den Bäumen oder zeichnete sich an den Zweigen der Büsche und des Gestrüppgürtels ab.

Was war der Lord?

War er ein lebender Toter, ein Zombie, der unter dem Einfluß des Teufels stand?

Ich mußte mit so etwas rechnen und bekam mit, wie sein rechter Arm sich nicht mehr bewegte. Er stand plötzlich still, aber die Klinge zog er nicht aus der Wunde hervor. Er stand dort, als wollte er mich auf diese schaurige Art und Weise grüßen.

Ich sagte nichts, auch er verhielt sich stumm, bis zu dem Augenblick, als er den rechten Arm ruckartig nach vorn bewegte und die Klinge aus der Wunde zog.

Zurück blieb die schmale, senkrechte Wunde, blutleer. Es sickerte überhaupt keine Flüssigkeit hervor, auch kein grünes Dämonenblut.

Die Klinge sank dem Erdboden entgegen, bis sie mit der Spitze darüber hinwegkratzte und sich ebenfalls nicht mehr bewegte.

»Willst du mir noch immer den Weg versperren?« fragte er mit rauher Stimme.

»Wer bist du?«

»Lord Charles of Wrexham.«

»Ja, so nennst du dich! Aber wer bist du wirklich?«

»Ein Herrscher, ein Mann, dem Respekt gebührt. Ich will nicht, daß du mich derart despektierlich anredest.« Blitzschnell hob der Lord den Säbel an, nun wies die Klinge genau auf meine Brust. Er brauchte den Arm nur etwas vorzuschieben, dann erwischte er mich.

Diese Aktion mußte auch Femina gesehen haben. Nichts hielt sie mehr im Haus. Sie stürmte zwar nicht hervor, aber sie hetzte über die Schwelle und rief. »Nein, Lord, nicht! Er hat nichts damit zu tun, er…« Dann verstummte sie. Ihre beiden Kieferhälften klappten sehr langsam zusammen, denn sie kam aus dem Staunen nicht mehr heraus und verhielt sich fast genau wie ich.

Der Lord zitterte plötzlich, aber nicht nur er, auch der Säbel vibrierte, da sich das Zittern auf ihn übertrug. Wir hörten ihn atmen, für mich ein Zeichen, daß er kein Zombie war.

»Woher hast du ihn, Femina – woher?«

»Wen?«

»Deinen Beschützer. Er hat… er hat das Kreuz. Es ist der Mann, den ich kenne. Ich habe von ihm gehört. Es ist Hector de Valois, der verdammte Templer!«

Nun war ich von den Socken. Ich griff auch nicht ein, als der Lord zurücksprang, aber Femina stürmte auf mich zu und klammerte sich an meinem rechten Arm fest.

Das war so etwas wie eine Initialzündung, die nicht über meine Person reagierte, sondern über das Kreuz.

Von allein wehrte es sich gegen die Magie, bildete den Gegenpol.

Ich sah nur das helle Licht und schrumpfte zusammen.

Wieder überlappten sich die Zeiten. Vergangenheit und Gegenwart trafen sich auf magischer Ebene und rissen mich mit hinein in den Strudel. Daß ich rückwärts ging, bekam ich kaum mit. Ich verschwand durch die offene Tür und fühlte mich wie ein winziges Etwas, das durch eine immense Kraft in die schmale Öffnung eines Trichters gezerrt wurde.

Dann war alles anders.

Die Dunkelheit blieb zwar, nur die Umgebung gab es nicht mehr.

Sie hatte gewechselt.

Ich befand mich innerhalb des normalen Hauses, in meiner Welt und starrte auf den Spiegel, mit dem alles begonnen hatte. Vor meiner Brust hing völlig normal das Kreuz, und es kam mir vor, als hätte ich die letzten Ereignisse nur geträumt.

In meinem Kopf summte es leise. Vielleicht durch das Schwindelgefühl, mit dem ich noch zu kämpfen hatte. Es tat mir gut, die Augen zu schließen, und ich blieb sitzen, prall gefüllt mit den Erinnerungen aus einer anderen Zeit.

Dann hörte ich die Stimme. Leise, schüchtern und fragend. »Wo befinden wir uns hier, John?«

Ich ließ die Augen geschlossen und hoffte jetzt, daß es ein Traum sein würde.

Es war keiner.

Femina hatte die ungewöhnliche Reise an meiner Seite mitgemacht und befand sich nun in meiner Zeit…

***

Noch immer gab ich keine Antwort, bis ich ihre Schritte hörte, deren Echos sich mir näherten.

Sehr langsam öffnete ich die Augen und schaute nach vorn, wo ich sie wie eine dunkle, scharf umrissene Silhouette sah. Auf mich wirkte sie wie ein Mensch, der hundert Fragen hatte, sich aber nicht traute, auch nur eine einzige zu stellen.

Sie ging noch weiter, diesmal von mir weg, drehte dabei den Kopf und schaute sich im Zimmer um.

Alles war ihr fremd. Zwischen ihrer und unserer Zeit bestand ein Unterschied wie zwischen dem Tag und der Nacht. Sie strich mit sanften Bewegungen über Möbelstücke hinweg, als wollte sie ausprobieren, ob diese echt waren oder nicht.

Als sie neben dem ihr fremden TV-Apparat stehenblieb, stellte ich die erste Frage: »Was denkst du?«

Femina starrte ins Leere. »Ich… ich weiß nicht, was ich denken soll. Es ist furchtbar fremd, es ist alles so anders. Trotzdem glaube ich, das Haus zu kennen. Ja, ich bin mir sicher. Die Wände strahlen etwas ab, sie atmen. Ich kenne ihren Geruch, und ich weiß genau, was es für mich bedeutet. Es ist das Haus, es muß es sein, aber …«

»Du bist nicht mehr in deiner Zeit.«

Sie senkte den Kopf. Wahrscheinlich dachte sie jetzt darüber nach, was diese Antwort bedeuten sollte.

Man mußte es ihr erklären, dazu wiederum fehlte mir jetzt der Nerv. Ich nahm den Spiegel an mich. Femina hatte ihn bisher noch nicht gesehen.

Als ich ihn zu mir drehte, erschrak sie, hob eine Hand und hielt sie wie schützend vor ihre Augen.

Es brannte noch immer das Licht. Zwar füllte es den Raum nicht völlig aus, war aber intensiv genug, um erkennen zu können, was ich in der Hand hielt.

»Der Spiegel!« keuchte sie. »Du hast den Spiegel. Woher hast du ihn, John?«

»Ich fand ihn hier.«

»Nein, man hat gesagt…« Sie schüttelte den Kopf. »Dann … dann ist er doch nicht zerstört.«

»Wie du siehst, nicht. Kennst du ihn denn?«

»Klar, natürlich. Ich kenne ihn sogar gut. Wirklich sehr gut. Ich… ich habe ihn …« Sie raufte ihre Haare, denn ihr fehlten einfach die richtigen Worte.

»Wem hat er gehört?«

»Mir nicht.«

»Wem dann?«

»Ich verwahrte ihn nur. Er gehörte dem Mann, zu dem ich ging. Es war sein persönlicher Schatz, wie er mir versicherte. Und er hat immer davor gewarnt, ihn in andere Hände zu geben. Kein Falscher sollte oder durfte den Spiegel besitzen.«

»Sag mir bitte seinen Namen, Femina.«

Sie zögerte noch. Den Grund wußte ich nicht. Nachdenklich nagte sie an ihrer Unterlippe, dann rutschte es ihr hervor. »Es war mein Freund, der ihn besaß. Lorenzo, der Mann, zu dem ich hinging, als ich den anderen verließ.«

Wieder hielt ich ein Teil des Bildes in der Hand. Ich mußte es nur zu

einem Ganzen zusammenfügen. »Lorenzo also, wie ist es ihm gelungen, an den Spiegel heranzukommen?«

»Das wirst du mir nie glauben!«

»Versuch es trotzdem.«

»Er… er hat ihn geraubt. Und es war gut, daß er es getan hatte.«

Sie ließ sich vorsichtig auf einer Sesselkante nieder. »Es war sehr, sehr gut.«

»Weiter.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nein! Ich darf es nicht sagen. Dann wäre ich wirklich eine Verräterin. Ich habe es Lorenzo versprochen.«

»Bitte, Femina.«

»Nein!«

Ich gab nicht auf. »Gut, dann werde ich andere Fragen stellen. Hat Lorenzo diesen Spiegel dem Teufel entwendet?«

Mit dieser Frage hatte ich genau ins Schwarze getroffen. Ich sah, wie sie zusammenzuckte, für einen Moment die Augen schloß, stöhnend Luft holte und heftig nickte.

»Also doch«, murmelte ich und fragte mit lauter Stimme weiter.

»Wer ist der Mann gewesen? Wenn er es geschafft hat, dem Teufel den Spiegel zu rauben, muß er etwas Besonderes gewesen sein. War er das, Femina? War er das wirklich?«

»Er war ein guter Mensch.«

»Und was noch?«

»Ein Templer!«

Eigentlich hätte ich mit dieser Antwort rechnen müssen, denn der Lord hatte mich ja als Hector de Valois bezeichnet, als er mein Kreuz sah. Es gab wieder einmal die Verbindung zu den Templern, diesmal über einen Mann namens Lorenzo, zu dem diese Frau geflüchtet war. Ihm war es gelungen, dem Teufel den Spiegel zu rauben.

Das war schon etwas. Da mußte man ihm Respekt zollen.

»Hast du gehört, wie mich der Lord ansprach?«

Sie hob die Schultern. »Er sagte einen bestimmten Namen, den ich vergaß.«

»Hector de Valois.«

»Ja, das stimmt.«

»Es war mein Ahnherr. Er ist praktisch in mir wiedergeboren, und er hat auch das Kreuz besessen. Überlege genau. Hat Lorenzo diesen Namen erwähnt? Sprach er schon einmal von meinem Kreuz? Du hast doch sicher viel mit ihm geredet.«

»Das stimmt schon.«

»Und?«

»Er sprach nicht viel. Er liebte mich. Als wir uns näher kennenlernten, da wollte er mich einweihen, doch es war zu spät. Eines Tages kehrte ich zurück und fand ihn, er war tot. Der Lord war

ungemein grausam gewesen. Er hat sich schrecklich gerächt und seine Leiche vor unser Haus gehängt, wo sie ausblutete. Ich bin geflohen und erst später wieder zurückgekehrt.«

»Dann hast du dort noch gewohnt?«

»Ja, denn ich wußte nicht, wohin ich gehen sollte. Oft hielt ich mich auch versteckt, denn ich wußte, daß der Lord mich zurückholen würde. Aber es ging nicht allein um mich. Er wollte auch den Spiegel in seinen Besitz bringen.«

»Demnach wußte er von ihm?«

»Ja, denn darum ging es. Der Spiegel würde ihm den Weg zu bestimmten Dingen weisen.«

»Zu welchen?«

»Das habe ich nie erfahren. Es ging aber um viel Geld und um die große Macht.«

Mit dieser Antwort konnte man vieles anstellen, allerdings nichts Konkretes. Zudem kam ich mir vor wie ein Fisch, den man aufs Trockene gelegt hatte. Ich wußte einfach nicht, wie ich mich verhalten sollte. In diesem Haus sitzenbleiben und warten, daß etwas geschah oder es noch einmal versuchen?

Das zweite große Problem hieß Femina!

Sie war eine Frau aus der Vergangenheit und gehörte nicht in meine Zeit. Sie war sicherlich längst gestorben, hatte möglicherweise Krankheiten und ihren Tod miterlebt. Wie sie sich fühlen mußte, das war kaum zu beschreiben.

Ich dachte nicht nur über sie nach, ich schaute sie auch an und sah in ihrem Gesicht einen Zug der Verzweiflung. Sie wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Alles mußte ihr fremd vorkommen, nicht allein das Haus, nein, die Zeit war vorangeschritten.

Die Technik, die Menschen, einfach alles. War es überhaupt gut, wenn ich mit ihr das Haus verließ und sie nach London hineinnahm?

»Bitte, John, ich habe mich dir gegenüber erklärt. Jetzt versuche du das deinige.«

Ich lachte leise. »Das wird nicht einfach sein, wirklich nicht. Es gibt da gewisse Dinge, die man nicht so ohne weiteres begreifen kann, wenn jemand aus einer anderen Zeit stammt wie du. Als ich bei dir war, da bin ich durch die Hilfe des Spiegels aus meiner Zeit gekommen, nun ist es umgekehrt.«

Sie überlegte. Ihre Stirn bewegte sich. »Dann bin ich voraus?«

»Richtig.«

»Wie lange?«

»Bestimmt mehr als zweihundert Jahre.«

Wenn sie erschrak, zeigte sie es nicht, schluckte nur und kam auf das Haus zu sprechen. »Es sieht so anders aus, so ganz anders.«

»Leider hat sich vieles verändert. Die Welt ist eine andere geworden,

Femina.«

»Das hätte Lorenzo sehen müssen«, flüsterte sie und dachte weiter nach. »Aber auch ich bin ja schon tot, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

Sie bewegte hektisch ihre Hände. »Ich möchte aber nichts darüber hören.«

»Das verstehe ich.«

Sie schaute mich direkt an. »Aber ich habe dir Sorgen bereitet. Du weißt nicht, was wir jetzt unternehmen sollen – oder?«

Ich lächelte. »Richtig.«

Da nickte sie mir zu. Ihre Antwort klang irgendwie tröstend.

»Auch in deiner Zeit sind die Menschen oft ratlos, wie ich sehe.«

Oh, wie recht sie hatte. Ich brauchte nur an unsere Probleme zu denken, wie Umwelt, Rassenhaß oder die Verarmung der Weltbevölkerung. Das alles waren Dinge, die man noch nicht in den Griff bekommen hatte. Vom Loch in der Ozonschicht gar nicht zu reden.

»Du widersprichst mir nicht?«

»Nein, das kann ich nicht, denn die Probleme sind nicht kleiner geworden.«

»Dabei ist alles so anders.«

»Vielleicht zu schnell anders geworden.«

»Ihr reitet auch nicht mehr auf Pferden?«

»Nein, wir fahren Autos.«

Sie krauste die Stirn. »Was sind das – Autos?«

»Du wirst es später erleben, aber nun zu anderen Dingen. Der Lord, Lorenzo und der Spiegel, das sind drei Dinge, die irgendwo zusammen passen müssen. Aber wie?«

»Ich weiß es auch nicht genau. Mir ist nur bekannt, daß der Spiegel sehr wichtig gewesen ist. Es soll ein Gegenstand gewesen sein, der einmal dem Teufel gehört hat.«

»Wer sagte dir das?«

»Lorenzo wußte Bescheid. Er war ein belesener Mensch, er wußte vieles. Er kannte Zusammenhänge, die anderen Menschen nicht bekannt waren. Du verstehst vielleicht?«

»Nicht genau.«

Sie wischte über ihre Stirn. »Es ist schwer, so ungewöhnlich schwer, denn Lorenzo hat mich nie richtig eingeweiht. Er redete nur davon, daß es auch im Reich der Dunkelheit, in der Hölle, gewisse Dinge gibt, die sich Menschen anders vorstellen.«

»Welche?«

Femina spreizte drei Finger ab. »Der Drei-Fürsten-Kampf«, flüsterte sie als Antwort.

»Weiter«, sagte ich schnell.

»Mehr weiß ich nicht. Lorenzo ließ sich darüber nicht aus. Kennst du es besser?«

Ich nickte. »Bestimmt sogar. Der Drei-Fürsten-Kampf setzte sich aus drei Personen zusammen. Einmal ist es Asmodis, zum anderen Baphomet, der Templer-Götze, und dann wiederum Beelzebub. Nimmt man alle drei zusammen, so hat man das absolut Böse erreicht, das ebenfalls einen Namen trägt, nämlich Luzifer.«

Sie starrte mir ins Gesicht. Dabei zitterte die Unterlippe, als würde sie laufend angetippt. »Ach ja, daß du…«

»Ich kenne mich eben aus, weil es meine Arbeit ist, mich damit zu beschäftigen.«

»Dann wollen also alle drei den Spiegel?«

»So kann es sein.«

Sie preßte ihre Hände gegen die Stirn. »Das hat Lorenzo alles gewußt. Deshalb hütete er den Spiegel. Er war selbst ein Templer, einer der viel geforscht hat, immer im Hintergrund stand, sich nie nach vorne spielte. Er hat mir vieles beigebracht, auch, daß ich mich ausdrücken und reden kann. Ich konnte sogar lesen und schreiben, aber in die letzten Geheimnisse weihte er mich nicht ein.«

»Manchmal ist es besser, wenn man nicht zuviel weiß«, erwiderte ich. »Die Zeiten haben sich zwar geändert, aber die Hölle ist so, wie du sie beschrieben hast, noch immer vorhanden. Wir Menschen haben sie nicht besiegen können.«

»Und wen haben wir jetzt als Gegner? Ich meine, in unserem speziellen Fall?«

»Ich habe meine ersten Erfahrungen, was den Spiegel angeht, mit der Hölle gemacht. Weiß aber jetzt, eben durch meine ungewöhnliche Reise, daß noch andere Gründe dahinterstecken. Die Templer spielen eine Rolle, die Baphomet-Templer, und auch ihr Götze.«

»Kannst du ihn besiegen?«

Ich lachte auf. »Ich habe ihm Niederlagen bereitet, mehr auch nicht. Vielleicht wird eines Tages der Zeitpunkt kommen, wo ich ihn tatsächlich packen kann. Darauf hoffen wir alle. Nur ist das im Moment nicht unser Problem.« Ich wies mit dem Finger auf sie. »Femina, es gibt da diesen Lord Charles of Wrexham. Wer ist er?«

»Er steht auf der Templer-Seite, aber nicht auf Lorenzos. Er wollte den Spiegel. Lorenzo hat er zu Tode foltern lassen, den Spiegel bekam er nicht.«

»Ja, der hat überlebt.«

»In diesem Haus sogar«, erklärte Femina folgerichtig. »Oder hast du ihn woanders gefunden?«

»Nein, das nicht.«

»Dann ist das Haus wichtig.« Sie stand auf und ging zwei Schritte vor, bis sie gegen eine Tischkante stieß. Auf der Stelle drehte sie sich,

die Stirn leicht gefurcht. »Wissen ist Macht, hat mir Lorenzo einmal mitgeteilt. Es ist eine viel größere Macht als die der Waffen. Und ich weiß, daß sich in diesen Mauern noch der Geist meiner Zeit verborgen hält. Die Magie hat das Gebäude nicht verlassen. Sie wird erst verschwunden sein, wenn du den Spiegel an dich nimmst.«

»Soll ich das?«

»Du mußt es wissen. Ich kann dir beim besten Willen dazu nicht raten. Mich beschäftigt etwas ganz anderes. Ich muß ja wieder zurück in meine Zeit, um dort bis zum Tode weiterleben zu können. Wie wollen wir das schaffen?«

»Da wird uns wieder der Spiegel helfen, keine Sorge. Zunächst verlassen wir das Haus.«

»Wo begeben wir uns hin?«

»Zu mir.«

Mehr sagte ich nicht und überließ sie ihrem Staunen, denn sie bekam mit, wie ich zum Telefon ging und die Nummer meines Freundes Suko wählte. Er war in seiner Wohnung, die Stimme klang frisch, und er wollte sofort wissen, wo ich mich aufhielt.

Ich erklärte es ihm, um anschließend rasch zur Sache zu kommen.

Suko hörte gespannt zu, zischte manchmal nur durch die Zähne seinen Atem aus und räusperte sich einige Male, bevor er eine Frage stellte. »Willst du sie tatsächlich mitbringen?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Werden wir einen bestimmten Versuch starten. Femina wird einiges wissen, was jetzt noch in ihrem Gedächtnis begraben ist. Ich möchte außerdem, daß du mir zur Seite stehst. Sollten wir in die Vergangenheit zurückreisen, dann zu dritt.«

»Dagegen habe ich so lange nichts, wenn wir auch sicher sein können, wieder zurückzukehren«, lachte Suko.

»Bestimmt, mein Lieber, bestimmt.«

»Dann ist es gut.«

Ich legte auf, drehte mich um und hörte den überraschten Ruf der jungen Frau.

»Was ist mit dir?«

Sie deutete zitternd auf das Telefon. »Du… du hast gesprochen?«

»Natürlich.«

»In diesen komischen…« Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht, wie es heißt.«

»Telefon.«

Sie sprach das ihr fremde Wort langsam aus.

Als wir dann vor dem Rover standen und ich ihr die Tür öffnete, begann das richtige Staunen, vermischt mit dem Ausdruck von Angst und Panik.

»Was soll ich da?«
»Einsteigen.«
»Und… und dann?« Sie hatte sich schon gebückt und schaute in den Wagen.
»Wir werden fahren.«
»Einfach so.«
»Laß dich überraschen, Femina.« Ich lächelte so nett wie möglich und hatte sie überzeugen können. Dennoch setzte sie sich sehr vorsichtig auf den Beifahrersitz, bewegte sich etwas, räusperte sich, wischte Schweiß von ihrer Stirn, lächelte knapp und zog die Tür zu.
»Fertig?«
»Ja.«
Ich schnallte zuerst sie und dann mich an.
»Warum das?«
»Du wirst es sehen, Femina.« Ich startete den Motor und merkte, wie sie zusammenschrak. Steif hockte sie auf dem Beifahrersitz. Ich mußte sie wieder beruhigen.
Nach einigen Minuten hatte ich sie soweit, daß sie nur mehr staunen konnte, als sie mit mir durch London rollte, das sie so sicherlich nicht kannte.
Ihre Rufe, ihre leisen Schreie, ihr Zusammenzucken, ihr Wegsehen und das wieder behutsame Nachschauen, all das blieb auf unserer Reise durch die Stadt bestehen.
Schließlich, als wir in die Tiefgarage rollten, deren Eingangstür sich geöffnet hatte, bekam sie noch einmal das große Staunen. »Wie in einen Schlund«, flüsterte sie.
Der Lift schoß uns wenig später in die Höhe. Auch darüber wunderte sie sich sehr.
»Die Menschen in deiner Zeit wohnen aber eng«, sagte sie, als wir über den Flur schritten. »Das ist nicht besser.«
»Stimmt, nur eben komfortabler.«
»Was ist das denn?«
Ich erklärte es ihr und ließ sie dann eintreten, wobei ich noch schnell das Licht einschaltete.
Im Flur schüttelte sie den Kopf und traute sich erst in den Wohnraum, als ich sie rief. Wie ein scheues Reh kam sie näher, blickte sich um und registrierte all die für sie so fremden Gegenstände, die zwar ihre grundsätzliche Form behalten hatten, aber doch stark von den Möbelstücken von vor zweihundert Jahren abweichen.
Ich wollte es etwas locker angehen lassen und fragte: »Gefällt es dir bei mir?«
Femina hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Es ist mir alles so fremd.«
Ich lachte in den Raum hinein. »Das kann ich mir gut vorstellen.

Aber ich habe mich daran gewöhnt.«

»Das glaube ich dir.« Sie strich über ihre Augen. »Vielleicht könnte auch ich mich daran gewöhnen, aber ich muß wieder zurück. Du hast mich aus meinem Leben herausgeholt, in ein anderes hineingestellt, aber ich habe mich nie daran erinnert, wenn ich darüber nachdenke. Das hier ist an mir vorbeigelaufen.«

Ich wußte nicht, was ich ihr antworten sollte. Es hatte auch keinen Sinn, ihr die Technik meiner Zeit erklären zu wollen. Sie würde sie benutzen und fertig.

»Kann man sich bei dir auch waschen?« fragte sie.

»Ja.«

»Der Brunnen ist…« Plötzlich lachte sie auf. »Nein, so etwas wird es nicht mehr geben.«

»Da hast du recht. Komm bitte mit.« Ich führte sie ins Bad, wo sie den Kopf schüttelte, weil ihr das noch fremder war als mein Wohnraum. Was sollte sie mit all den glänzenden Armaturen anfangen?

So wie sie würde ich mir vorkommen, wenn ich in einem fremden Raumschiff stand und von dessen Technik fasziniert war.

Drei Minuten später wußte sie Bescheid, denn Femina besaß ein gutes Aufnahmevermögen.

»Ich hole dir nur noch saubere Kleidung«, sagte ich.

Sie schaute auf ihr rotes Kleid, das fleckig an ihrem Körper klebte und aus dem billigsten Stoff bestand. »Ja, ich sehe nicht schön aus, aber hast du denn Frauenkleider?«

»Bestimmt.« Lächelnd verließ ich das Bad. In meinem Kleiderschrank hingen noch Sachen, die Jane Collins gehörten. Sie hatte sie nicht mitnehmen wollen und nur gemeint, daß sie diese Dinge eventuell brauchen würde und man ja nie wissen könnte.

Eine Hose und einen Pullover wählte ich aus. Die Hose in schwarz, der Pullover war beige und bestand aus Wolle. Sogar eine schwarze Blazerjacke fand ich noch.

Mit der Kleidung über dem Arm betrat ich das Bad – und glaubte meinen Augen nicht trauen zu können.

Femina stand splitternackt vor mir. Ein hübscher Anblick. Mit einer typisch weiblichen Handbewegung strich sie über die Außenseiten ihrer Schenkel und lächelte mir verlegen zu, wobei sie noch fragte: »Gefalle ich dir eigentlich?«

Ich räusperte mir die Kehle frei. »Ich müßte lügen, wenn ich nein sagen würde.«

»Du gefällst mir auch.«

Ich legte die Kleidung auf einen schmalen Hocker. »Ja, das kann vorkommen«, erklärte ich verlegen.

»Lorenzo würde bestimmt nichts dagegen haben.«

»Wogegen?« Ich stellte mich dumm.
»Daß wir uns lieben.«
»Nun ja, vielleicht später. Hast du alles behalten, was ich dir erklärt habe?«
»Sicher.« Sie drehte sich um, präsentierte mir ihr weißes, strammes Hinterteil und stieg in die Duschkabine. Als sie noch einmal um die Ecke schaute, war ich gerade im Begriff, die Tür zuzuziehen.
Himmel, die Kleine war Erotik pur. Ich gönnte mir einen Schluck und zündete mir eine Zigarette an. Sie in der Linken, das Glas in der Rechten, wanderte ich durch den Raum.
Wie sollte ich mich verhalten, wenn sie nackt aus dem Bad zu mir kam? Sie einfach abweisen, den »Helden« spielen? Aber ich war doch nicht aus Eisen.
Im Sessel nahm ich Platz, die Beine ausgestreckt, rauchend und am Glas nippend. Ich wollte mich auf die zurückliegenden Vorgänge konzentrieren, schaffte es nicht so recht, denn immer wieder stand die Szene aus dem Bad vor meinen Augen.
Eigentlich hätte ich Suko sagen müssen, daß ich schon anwesend war… Ich blieb jedoch sitzen, schaute dem Rauch nach und machte mir meine Gedanken.
Das Rauschen der Dusche verstummte. Ich drückte die Zigarette aus, als Femina kam.
Nicht angezogen. Janes Kleidung trug sie über den Arm. Sie hatte um ihren Körper ein Badetuch gewickelt. Von den schwarzen Haaren rannen noch Wassertropfen.
»Bist du fertig?«
Femina nickte. »Ja, es war wunderschön. Daß es so etwas gibt, finde ich unbeschreiblich.«
»Dann zieh dich bitte an.«
Sie drehte den Kopf. Ihr Blick sagte mehr als Worte. Ja, sie wollte sich anziehen, allerdings hinterher, und mein Widerstand schmolz zusammen.
»Eine Hose«, sagte Femina. »Du hast mir ein Beinkleid dorthin gelegt. Das tragen Männer.«
»In dieser Zeit auch Frauen.«
Sehr unschuldig flüsterte sie mir zu. »Kannst du mir denn beim Anziehen helfen, John?«
»Wie soll ich das?«
»Es mir zeigen.« Nach diesen Worten löste sie lächelnd den Knoten des Badetuchs!
Ich war aufgestanden, kam nur einen halben Schritt weit, da war sie schon bei mir und umklammerte mich. Zusammen mit ihr fiel ich in den Sessel zurück.
Ich hatte sie automatisch festgehalten, ließ meine Hände wandern

und wühlte in ihrem nassen Haar, während sie mich leidenschaftlich küßte.

Und genau in dem Augenblick summte das Telefon. Dieses Geräusch erschreckte uns beide. Femina allerdings viel stärker als ich, denn das hatte sie noch nicht erlebt. Mit einem leisen Schrei auf den Lippen fuhr sie hoch und stolperte so weit zurück, daß sie beinahe über das Badetuch gefallen wäre.

»Was… was ist das?« Sie war völlig durcheinander. »Gefahr?«

»Nein.« Ich deutete auf das Telefon. »Das kennst du doch.« Ich nahm den Hörer und hörte eine mir sehr bekannte Stimme von nebenan.

»Aha, der Herr und Meister ist da.«

»Genau.«

»Schon lange?«

»Nun ja, nicht sehr.«

»Okay, ich komme rüber.«

Bevor ich noch etwas sagen konnte, hatte Suko schon aufgelegt.

»Mein Freund wird bald hier erscheinen«, flüsterte ich der Frau hastig zu. »Bitte, geh ins Bad und zieh dich an.«

»Dauert es lange?«

»Bestimmt nicht.«

Sie nahm die Kleidung und verschwand. Es war gerade noch schnell genug gewesen, denn Suko öffnete die Wohnungstür mit dem Zweitschlüssel. Er durchquerte die Diele, sah mich, blieb stehen und atmete tief durch die Nase ein.

»Was hast du?«

»Es riecht, John, als hätte jemand bei dir geduscht. Irgendwie frischer als sonst, obwohl du gequalmt hast.«

»Stimmt auch. Femina ist im Bad.«

»Ooohhh…« Suko verdrehte die Augen und sah gleichzeitig mein Kopfschütteln.

»Spar dir deine Gedanken…«

»Alter, was hab' ich mit deinem Intimleben zu tun?«

»Stimmt genau.«

»Also kommen wir zur Sache.« Suko schaute sich um, sah den Spiegel und faßte den Griff an. »Das also ist er, der es geschafft hat, dich in eine andere Zeit zu bringen.«

»Genau, aber nur durch den Kontakt mit dem Kreuz.«

Suko dachte einige Sekunden nach. Dann räusperte er sich und rückte mit einem Vorschlag heraus. »Du hast von deinem Kreuz gesprochen, John. Wenn ich es recht bedenke, geht es um die Templer, zwar nicht direkt, aber immerhin.«

»Richtig.«

»Was würde wohl geschehen, wenn du diesen Spiegel hier in einen direkten Kontakt mit dem dunklen Gral bringst?«

Daran hatte ich nicht gedacht. Ich staunte ihn regelrecht an und hörte sein Lachen. »Ja, Alter, was würde geschehen?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht solltest du es versuchen. Wir müssen zu einer Lösung kommen. Mittlerweile gehe ich davon aus, daß hinter dem Spiegel mehr steckt, als wir bisher angenommen haben.«

»Und was?«

»Keine Ahnung. Ein Geheimnis, das mit den Templern zusammenhängen könnte.«

Ich atmete tief durch. »Mein lieber Schwan, du machst es mir ziemlich schwer.«

»Unmöglich ist nichts.«

»Das stimmt.«

Suko drehte sich um, weil er Schritte gehört hatte. Ich hatte sie ebenfalls vernommen und sah plötzlich Femina in den Wohnraum kommen. Umgezogen war sie nicht ganz. Nur den Pulli trug sie und ein Nichts von einem Slip.

Suko preßte die Hand auf den Mund, weil er Mühe hatte, sich ein Lachen zu verbeißen.

Aber auch Femina war verlegen geworden und hatte einen roten Kopf bekommen. Sie wollte etwas fragen, verschluckte die Worte, drehte sich um und verschwand im Bad.

Suko bekam einen sehr breiten Grinsmund, bevor er meinte: »Nun ja, nun ja.«

»Wieso nun ja?«

»Ich meinte ja nur.«

Näher ging ich auf Sukos Bemerkung nicht ein. »Und was war mit dem Dunklen Gral?«

»Es kommt auf einen Versuch an, John. Dieser Spiegel scheint einiges zu kennen, finde ich. Er ist magisch aufgeladen, er wird über Verbindungen informiert sein, er kann dich in eine andere Zeit hineinziehen, jetzt würde es mich interessieren, wie er auf Gegenstände reagiert, die ebenfalls magisch aufgeladen sind. Bei deinem Kreuz hast du es ja erlebt. Aber was ist mit ihm?«

Ich schaute Suko lächelnd an. »Du redest, als wärst du dir sehr sicher, alter Gauner.«

»Soll ich ihn holen?«

»Nein, nein, das mache ich.«

Der Gral stand in einem schmalen Schrank. Das Möbelstück war von außen sehr unauffällig, niemand wäre auf den Gedanken gekommen, hinter der Tür etwas derart Wertvolles zu vermuten. Es war für mich nicht leicht gewesen, ein Versteck für ihn zu finden.

Ich hätte ihn in den Panzerschränken des Yard verschwinden lassen können, das aber wäre auch nicht der Sinn der Sache gewesen.

Wenn ich ihn brauchte, mußte er mir rasch zugänglich sein. So wie jetzt.

Ich öffnete die Tür und schaute den Gral direkt an. Er stand günstig in Augenhöhe und war ein wunderbarer Gegenstand. Das goldene Gefäß als Kelch, der alte Kelch des Feuers. Genau in seine offene Rundung hinein paßte die Kugel der Tanith.

Sie war eine Wahrsagerin gewesen, ich hatte einen sehr guten Kontakt mit ihr gehabt. Durch einen Messerstich war sie umgebracht worden, doch die Kugel blieb mir erhalten.

Prall gefüllt mit einer magischen Kraft, hatte Tanith es geschafft, mit großen Geistern Kontakt aufzunehmen, unter anderem mit dem des verstorbenen Nostradamus. Dessen Geist und der des König Salomo sowie mein eigenes Ich bildeten zusammen den Seher.

Ich bekam zwar nicht das große Zittern, wenn ich den Gral hervorholte, immerhin bildete sich in mir eine Spannung, da ich vor ihm starken Respekt hatte.

Er war nicht leicht. Ich umfaßte ihn mit beiden Händen und dachte wiederum daran, welche Kämpfe es um ihn gegeben hatte. Er war ein mystisches Projekt, das durch die Geschichte geisterte. Man hatte ihn gesucht, man hatte um ihn gekämpft, denn er war auch von den Templern verfolgt worden. Durch ihn konnte es ihnen gelingen, eine Spur zu dem geheimnisvollen Land Aibon zu finden. Für sie war der Gral sehr wichtig, aber die Baphomet-Templer hatten es nicht geschafft. Ich war schneller gewesen, nun befand er sich in meinem Besitz.

Meine Gedanken kehrten zu einer Person namens Lorenzo zurück.

Mir selbst war dieser Mensch unbekannt; Femina hatte sich in seine Arme geflüchtet und von ihm einiges erfahren. Er mußte für sie Lehrmeister und Geliebter gewesen sein. Er hatte sie in gewisse Dinge eingeweiht. Ich konnte mir gut vorstellen, daß auch über den Gral gesprochen worden war.

Die aus der Öffnung hervorschauende Kugel zeigte einen matten Glanz. Dunkelrotes Licht schien sie zu füllen, an einigen Stellen versehen mit langen Schatten.

Hineinschauen konnte ich nicht. Sie war auch nicht aktiviert, doch sie hatte trotzdem ihren geheimnisvollen Touch nicht verloren. Beim Ansehen schon war zu erkennen, daß sich hier ein Stück befand, das mit einer normalen Glaskugel nur das Äußere gemein hatte.

Auch Sukos Gesicht war ernst geworden. Seine Lippen hatten sich zu einem Lächeln verzogen. Er strich über seine Stirn und nickte mir zu. »Soll ich den Spiegel…?«

»Noch nicht. Ich möchte erst sehen, wie Femina reagiert, wenn sie den Gral sieht.«

»Rechnest du wirklich damit, daß sie ihn kennt?«

Ich hob die Schultern. »Bei ihr weiß man das nie. Dieser Fall, der so harmlos anfing, ist komplizierter, als ich gedacht habe. Ich weiß nicht, aber ich habe den Eindruck, vor einer Tür zu stehen, die wir nur aufzustoßen brauchen, um dahinter zu schauen.«

»Welche Tür, und was kann dahinter liegen?«

»Ein Geheimnis. Templer, Suko, was wissen wir über sie? Viel zu wenig bisher.« Ich sprach nicht mehr weiter, denn Femina hatte das Badezimmer verlassen und betrat den Wohnraum, umgezogen diesmal.

Janes Kleidung paßte ihr einigermaßen, auch wenn die Hose etwas zu lang war. Als praktisch denkende Person hatte Femina den Stoff der Hosenbeine hochgekrempelt.

Ich lächelte ihr entgegen. »Du siehst gut darin aus.«

Sie hob verlegen die Schultern. Ich stellte ihr Suko vor. Sie schaute meinen Freund so lange an, daß dieser schon fast verlegen wurde.

»Ist er ein Mongole?«

»Nein, ein Chinese.«

Femina überlegte. »Lorenzo erzählte mir von einem Reich im Osten, das Reich der Mitte genannt wurde. Dort sollten viele Menschen leben, die anders aussehen als wir. Wenn ich mich an Lorenzos Beschreibungen erinnere, so mußt du aus diesem Reich stammen.«

Suko nickte. »Das stimmt genau, meine Liebe. Ich komme aus China, dem Reich der Mitte.«

Er streckte ihr die Hand entgegen, die sie zögernd nahm. Femina fühlte sich unwohl, vielleicht schämte sie sich auch, das alles war nicht festzustellen.

»So«, sagte ich und trat zwei Schritte seitlich nach vorn. Ich wollte die junge Frau an den Gral heranführen. Bisher hatte ich ihn mit meinem Körper verdeckt gehabt, nun lag er frei. Femina konnte ihn sehen und bekam große Augen.

Natürlich fiel uns dieser Blick auf. Bevor wir eine Frage stellen konnten, gab sie selbst die Antwort. »Das ist er ja. Himmel, das ist der Dunkle Gral…«

***

Suko und ich schwiegen. Daß Femina den Gral sofort erkannt hatte, überraschte uns doch. Diese Person war gut informiert, dank ihres ausgezeichneten Lehrmeisters namens Lorenzo, vor dem ich innerlich den Hut zog.

»Du kennst ihn?«

Sie nickte einige Male heftig. »Und wie ich ihn kenne. Ich sehe ihn zwar zum erstenmal, aber ich erinnere mich noch genau an die Worte meines Lehrmeisters. Er hat von einem Dunklen Gral gesprochen, von diesem geheimnisvollen Gegenstand, um den es Kämpfe gegeben hat,

weil viele ihn haben wollten, aber nur wenige auserwählt sind.«
»An was erinnerst du dich genau?« fragte ich.
Sie breitete die Arme aus. »Das ist schwer zu sagen, John, aber ein Begriff blieb mir im Gedächtnis haften. Er sprach hin und wieder über die Macht des Grals, und er gebrauchte einen Begriff, den ich nie vergessen werde – den Sohn des Lichts.«
Ich schluckte. Durch eine weitere Reaktion zeigte ich meine Überraschung nicht, denn ich wollte mehr aus ihr hervorlocken. Suko dachte ebenso, denn er hielt sich zurück.
Noch stand Femina auf dem Fleck. Unruhig und trotzdem voller Unruhe, was ihr deutlich anzumerken war, denn ihre Zungenspitze wanderte über die Lippen. »Darf ich?« fragte sie.
»Was möchtest du?«
»Ihn berühren.«
»Bitte.«
Sie bedankte sich mit einem Nicken. Sehr vorsichtig, als bestünde der Fußboden aus Eis, näherte sie sich dem Gral. Sie bewegte dabei zwinkernd die Augen, wir hörten sie scharf atmen, dann blieb sie so dicht neben dem kleinen Tisch stehen, daß dessen Kante sie berührte.
Mit beiden Händen strich sie an der Außenhaut des Kelchs entlang. Dabei gab sie einen flüsternden Kommentar ab. »Wunderbar fühlt er sich an, einfach wunderbar. Man muß ihn mögen, man muß ihn lieben. So hat ihn mir Lorenzo beschrieben.«
»Mit der Kugel?« fragte ich.
»Ja, mit der Kugel, John. Sie ist sehr wichtig für den Gral, denn sie gehört zu ihm.«
»Woher wußte er es?«
Femina drehte sich nicht um, als sie die Antwort gab. »Ja«, murmelte sie, »woher wußte er es? Ich kann es dir nicht sagen. Lorenzo gehörte zu den belesenen Menschen. Er ist eine Person gewesen, die genau Bescheid wußte. Er reiste viel, er hat alte Stätten besucht, er hat nach Büchern geforscht, nach Schriften und sie auch gefunden. Dabei beschäftigte ihn nur eines, der Orden.«
»Meinst du die Templer?« fragte Suko.
»So ist es, nur sie. Die Templer haben ihn fasziniert. Er wollte alles über sie erfahren.«
»Gehörte er selbst zu ihnen?«
»Weißt du, Suko, darüber sprach er nie mit mir. Ich habe ihn oft danach gefragt, doch keine konkrete Antwort von ihm bekommen. Die Templer haben ihn fasziniert, aber dem Orden selbst ist er wohl nie beigetreten, obwohl man es ihm anbot. Nur wollte er frei für seine Forschungen sein, das stand bei ihm immer an erster Stelle. Er wollte mehr herausfinden, denn er sprach immer von einem gewissen Geheimnis, das noch existierte, das er herausgefunden hatte. Andere

wußten es, auch der Lord, denn er wollte es aus ihm herausfoltern, doch Lorenzo hat den Mund gehalten.«

»Wie schaffte er es, mehr über das Geheimnis zu erfahren?« erkundigte ich mich.

»Das war einfach. Durch den Spiegel, John. Der Spiegel war für ihn wichtig. Er gab ihm die nötigen Mittel.«

»Hat er mit dir über das Geheimnis gesprochen?«

»Ja und nein. Er deutete es an.«

»Was sagte er denn?«

Sie drehte sich zu mir um. Ihre Augen kamen mir groß vor. Verlegen wischte sie ihre Hände am Stoff der Hosenbeine ab. »Ich kann es euch nicht sagen, tut mir leid.«

»Du willst es uns nicht sagen.«

Sie nickte mir zu. »So ist es, denn ich habe es ihm versprochen, versteht ihr? Ich darf dieses Versprechen nicht brechen. Es ist einfach zu…« Sie hob die Schultern. »Nein, ich muß meinen Mund halten. Ich würde mich zu sehr schämen. Dann wäre ich tatsächlich eine Verräterin. Das müßt ihr verstehen.«

Wir verstanden es zwar nicht, aber wir akzeptierten es, und Femina wechselte das Thema. Sie sprach mich direkt an und fragte nach dem Sohn des Lichts.

»Bist du es?«

»Ja, ich bin es.«

»Dann wirst du der letzte sein, der den Dunklen Gral besitzt, und du hast auch das Kreuz. Beides ist zusammengekommen. Und wenn beides zusammenkommt, könntest du den Weg gehen, nach dem Lorenzo geforscht hat. Soviel ist mir bekannt.«

»Kannst du mir denn sagen, wie dieser Weg möglicherweise aussehen wird?«

»Ja. Er steckt voller Gefahren, denn er führt dich in die Weite der Welt. Davon hat Lorenzo immer gesprochen.«

»Die Welt ist sehr groß, Femina. Bitte, tu mir einen Gefallen und werde deutlicher.«

»Das kann ich nicht, auch Lorenzo hat nichts darüber gesagt. Zu meinem Schutz, wie er meinte. Manchmal kann Wissen nicht gut sein, er war ja erfahren.«

Feminas Worte hatten mich neugierig gemacht. Gleichzeitig wußte ich, daß sie mir keine Einzelheiten würde nennen können. Bis auf wenige Teile hatte sie alles gesagt, aber es konnte durchaus möglich sein, daß wir eine Spur mit Hilfe des Grals fanden.

»Weißt du denn, weshalb ich den Gral hervorgeholt habe?« wandte ich mich an sie.

»Nein… noch nicht.«

»Das will ich dir sagen, Femina. Als Kreuz und Spiegel

zusammenkamen, veränderten sich die Zeiten. Da zogen sich Vergangenheit und Gegenwart zusammen. Deshalb frage ich mich, was geschehen wird, wenn der Gral und der Spiegel aufeinandertreffen?«

Sie ging einen unsicher wirkenden Schritt zurück. »Willst du alles herausfordern?«

»Wieso?«

»Der Gral ist mächtig. In ihm steckt eine ungeheure Menge an Wissen. In meiner Zeit wurde von einem Spiegel als Blendwerk gesprochen. Blendwerk des Satans. Ich kenne Frauen, die als Hexen verschrien waren, wenn sie zu oft vor dem Spiegel standen und sich selbst wohlgefällig betrachteten. Ich weiß, daß der Spiegel dem Bösen gehört. Es ist möglich, daß du ihn zerstörst. Dann wird seine Kraft frei, noch ist sie gebändigt und…«

»Auch das Kreuz hat den Spiegel nicht zerstört, obwohl es mächtiger ist als er.«

»Ich hätte Angst davor.«

»Dennoch, Femina, so etwas muß ich versuchen. Ich bin den Weg einmal so weit gegangen und kann einfach nicht umkehren. Es ist nicht unsere Art, wir halten durch.«

Sie schaute zu Boden. »Ich kann ja auch nicht bei euch bleiben. Du hast mich aus meiner Zeit hervorgeholt, und nun…«

Ich strich über ihr Haar. »Keine Sorge, dir wird nichts passieren. Wir werden den Versuch machen.«

Suko kümmerte sich um die Frau, damit ich mich auf meine Aufgabe konzentrieren konnte.

Der Spiegel lag mit seiner Fläche nach unten. Wieder kam ich mir vor wie im Haus der Lindseys. Ich hob den Gegenstand und drehte ihn herum. Die ovale Fläche hatte sich nicht verändert. Nach wie vor zeigte sie das gleiche Muster, und sie gab auch kein Bild von mir wider. Ich blickte auf Suko und Femina. Beide hatten sich zurückgezogen. Aus sicherer Entfernung warteten sie ab, was geschehen würde.

Sehr vorsichtig hob ich ihn an. Das Kreuz hatte ich diesmal versteckt.

Es war still geworden, deshalb vernahm ich auch das Knistern auf der ovalen Fläche.

Ein sehr leises Geräusch, als würde dünnes Papier gegeneinander gerieben.

Nur mühsam konnte ich meine Aufregung unterdrücken. Im Nacken hatte sich Schweiß angesammelt. Ich wurde einfach den Gedanken nicht los, vor einer entscheidenden Wende zu stehen. Irgend etwas mußte sich ereignen! Möglicherweise bekam ich völlig neue Einblicke in gewisse Dinge, die noch tief im Dunkel der Vergangenheit begraben lagen.

Der Spiegel reagierte auch nicht, als ich mit den Fingerspitzen über ihn hinwegstrich. Er blieb völlig normal, bis eben auf das leise Knistern, wobei ich befürchtete, daß er möglicherweise zerbrechen könnte. Sollte ich etwas in dieser Richtung erkennen, mußte ich den Versuch sofort abbrechen.

Der Gral stand bewegungslos. Bevor ich den Spiegel in seine Nähe brachte, schaute ich mir die Kugel genauer an. Oft genug hatte sie mir einen magischen Tip gegeben. Taniths Geist war noch immer mit ihr verbunden, das mußte ich einfach ausnutzen.

Ich nahm den Spiegel in die linke Hand. Mit der rechten hielt ich den Kelch fest. Dann brachte ich das geheimnisvolle Oval derart nah an die Kugel heran, daß sie sich eigentlich in der Fläche hätte abzeichnen müssen, wenn sie normal gewesen wäre.

Das geschah nicht.

Nicht einmal ein rötlicher Schimmer war zu sehen, kein Schatten, nichts. Die Entfernung zwischen den beiden so unterschiedlichen Gegenständen betrug etwa eine Handlänge. Diese Distanz verkürzte sich in den folgenden Sekunden. Ich behielt den Gral und auch den Spiegel im Auge – und hatte Erfolg.

Es begann in der Kugel.

Ich hatte von Schatten gesprochen, die sich innerhalb des Glases ausbreiteten. Unruhe packte sie, sie bewegten sich, flossen durcheinander.

Ich blieb weiter am Gral, das Knistern hatte sich etwas verstärkt, und sekundenlang veränderte sich die Fläche. Sie zeigte plötzlich ein verschwommenes Motiv.

Es waren Menschen!

Keine aus unserer Zeit, sondern vermummte Personen, die ihre Gesichter nicht zeigen wollten. Manche von ihnen waren bewaffnet, andere trugen Holzkreuze, und im Vordergrund erschien ein Mann, den ich als Lord of Wrexham kannte.

Ich war der Vergangenheit wieder sehr nahe, was auch Femina merkte, denn ich hörte sie heftig atmen und ihre leise gesprochenen Worte dazwischen.

»Meine Güte, ich spüre es. Meine Zeit, sie ist wieder da, sie wird mich einholen.«

Ich schaute kurz zu ihr.

Suko hielt sie fest. Ihr Gesicht war bleich geworden, und ich brachte den Spiegel noch näher an den Gral heran.

Einen gewissen Punkt mußte ich dabei überschritten haben, denn nun veränderte sich alles.

Plötzlich war mein Zimmer in ein fahlgrünes Licht getaucht, das sich aus den Seelen zahlreicher Geister zusammensetzte. Das Licht war wie ein dünner Vorhang, der alles bedeckte und umhüllte. Etwas Fremdes

ergriff von uns Besitz.

Wie eine Woge spülte uns diese Magie aus einer anderen Zeit entgegen, aber sie war nicht allein, denn sie brachte etwas mit.

Ob sie aus den Wänden kamen oder aus dem Boden stiegen, das war für uns nicht genau zu erkennen. Ich wollte es auch nicht wissen, denn ich mußte mich mit den Tatsachen abfinden.

Die hießen Lord Charles of Wrexham und seine Meute!

***

Sie waren da!

Sie standen dort, und sie taten nichts. Sie allein waren Drohung genug, und keiner von ihnen – so hatte ich das Gefühl – bestand aus Fleisch und Blut.

Unheimliche, geisterhafte Erscheinungen füllten mein Zimmer aus. Stumme Gestalten, mit Gesichtern, die man als solche kaum erkennen konnte, die nicht verzerrt, aber auch nicht glatt waren, sondern durchsichtig und gleichzeitig hölzern wirkten, als hätte sie ein Maler einfach in den Raum hineingezeichnet.

Der Spiegel reagierte nicht mehr, aber der Kelch des Feuers trat nicht hervor.

Ich warf der Kugel einen raschen Blick zu.

Nein, in ihr bewegte sich nichts, einzig die Oberfläche des Spiegels hatte den gleichen Farbton angenommen wie die grünlichen Gestalten in dem Zimmer.

Ich zwinkerte einige Male mit den Augen, aber das Bild blieb. Sie waren gekommen, als Geistwesen, möglicherweise hatten sie ihre Welten verlassen, um in unsere hineinsteigen zu können.

Aber was wollten sie?

Wie stumme Wächter standen sie da. Auch Suko und ich regten uns nicht. Anders Femina. Sie wollte sich losreißen, aber Suko hielt sie fest. »Nicht jetzt!« zischte er.

»Weißt du denn, wer sie sind?« jammerte sie. »Weißt du das – bitte sehr?«

Suko schaute mich an, und ich gab die Antwort. »Das sind diese Häscher aus der Vergangenheit.«

»Der Lord?«

»Richtig.«

Ich kannte ihn in seiner außergewöhnlichen Kleidung, die er nun nicht mehr trug. Er sah aus wie die anderen, geisterhaft fahl und sehr, sehr bleich. Der Abklatsch eines Körpers. War er gefährlich oder nicht? Diese Frage beschäftigte mich stark, und ich wollte eine Antwort finden.

Die Temperatur im Raum hatte sich verändert. Es war kälter geworden, als hätten sich zwischen uns kühle Nebelinseln geschoben.

Obwohl die geisterhaften Gestalten starr auf dem Fleck standen, zitterten sie. Sie bewegten sich an ihren Umrissen, und ich hatte den Eindruck, als würden sie an einigen Stellen sogar verlaufen und im Boden versickern.

Scharf holte ich Luft!

Gral oder Kreuz – was sollte ich nehmen, wenn ich mich auf den Lord zubewegte?

Ich nahm zuerst den Spiegel, dann auch das Kreuz, ließ den Gral vorerst stehen, ohne ihn allerdings zu vergessen.

Der Lord starrte mich an. In seinem Gesicht zuckte es. Es war seltsam, daß eine Geisterscheinung sich derart »menschlich« verhielt.

Ich spürte den Kloß in der Kehle, weil ich nicht wußte, ob ich das Richtige tat.

Er sah das Kreuz ebenso wie seine Helfer, aber er reagierte auf diesen Anblick nicht.

Ich ging noch weiter…

Schritt für Schritt verkürzte ich die Distanz zwischen uns. Vielleicht konnte ich mich auf telepathischem Weg mit ihm in Verbindung setzen. Als die Erscheinung plötzlich die Hand ausstreckte, da war es mir, als wollte er mich begrüßten.

Ich hatte keine Hand frei, schüttelte den Kopf und fragte: »Was wollt ihr?«

Ob er auf meine geflüsterten Worte reagieren würde, stand in den Sternen. Eine Antwort, die mich befriedigt hätte, bekam ich jedenfalls nicht. Dann versuchte ich es anders, ging zurück und blieb dort stehen, wo sich der Gral befand.

Diesmal legte ich das Kreuz zur Seite, dafür berührte ich mit der flachen Hand die auf der Öffnung hervorwachsende Kugel, um den entsprechenden Kontakt zu bekommen.

Jetzt waren sie hier, vielleicht schaffte es der Gral, daß ich eine Verbindung herstellen konnte.

Ein Kribbeln lief durch meinen Arm, vergleichbar mit einem elektrischen Stromstoß. Nicht sehr stark, es war auch keine Elektrizität, ich wußte, daß ich den Kontakt gefunden hatte.

Dann war die Stimme da. Wie ein leiser Hauch wehte sie in meinen Kopf. »Wir sind gekommen, um es zu erfahren. Wir können keine Ruhe finden, es läßt uns nicht los.«

»Was läßt euch nicht los?« Auch ich stellte eine gedankliche Frage.

»Er hatte den Spiegel, aber wir haben sein Geheimnis nicht lüften können. Es besteht noch immer.«

»Welches?«

»Das weißt du…«

»Nein.«

»Willst du es lösen?« fragte man mich.

»Würde ich euch damit einen Gefallen erweisen?«
»Vielleicht allen.«
»Dann sage ich ja.«
Suko hatte von unserem auf telepathisch geführtem Zwiegespräch nichts mitbekommen, seine Konzentration galt allein mir und dabei meinem Gesicht. Er suchte dort nach irgendwelchen Ergebnissen, die sich möglicherweise abzeichneten, aber ich blieb ebenso unbewegt wie die Geistgestalten.
»Du hast uns durch den Gral aus unserer Welt hervorgeholt. Wir alle sind gestorben, aber mit dem Bewußtsein, es nicht geschafft zu haben. Das quält uns. Du kannst uns helfen, Lorenzos Aufzeichnungen zu finden, die sehr wichtig sind.«
»Was enthalten sie?«
»Das wissen wir nicht genau, aber sie sind wichtig. Finde sie, dann kommen wir auch wieder zusammen.«
Ich hatte es schon einmal erlebt und bekam es wieder zu spüren.
Trotz meines Kreuzes und der Anwesenheit des Grals entstand wieder diese saugende Kraft, die uns alle hineinzerrte in eine metaphysische Welt, die nicht sichtbar war.
Zum erstenmal bekam ich mit, wie es anderen Menschen erging, wenn sie von der Kraft gepackt wurden.
Femina und Suko gerieten gemeinsam ins Trudeln. Sie kippten einfach weg. Obgleich der Boden nach wie vor existent war, hatte ich den Eindruck, als würde er sich unter ihnen öffnen, was gleichzeitig auch bei mir geschah.
Auf einmal riß es mich weg.
Ich hatte den Kopf in den Nacken gelegt. Mein Blick erfaßte die Decke, die sich vor meinen Augen auflöste, als hätte man sie lautlos weggesprengt. Irgendwo krachte dann alles zusammen, ohne Lärm zu verursachen. Die jenseitigen Kräfte brauchten keine Lautstärke.
Sie reagierten sehr leise und intensiv.
Meine Wohnung war verschwunden und damit auch der Dunkle Gral, auf den ich gehofft hatte…

***

Eine andere Umgebung, eine andere Zeit, die zweihundert oder mehr Jahre zurücklag.
Ich merkte nicht einmal den Druck, auch fühlte ich mich nicht unwohl, denn ich kannte diese Welt und wußte, daß ich mich in meinem Heimatland befand, nur eben zeitversetzt.
Angst?
Nein, die hatte ich nicht, denn zwei Gegenstände befanden sich in meinem Besitz.
Spiegel und Kreuz!

So unterschiedlich sie auch waren, zu vergleichen mit Feuer und Wasser, ich würde mich in dieser Welt auf sie verlassen können und auch müssen.

Das alte Haus, in dem ich meine erste Zeitreise hinter mich gebracht hatte, war verschwunden. Statt dessen befand ich mich an einer Stelle, die sehr einsam liegen mußte, denn irgendwelche Geräusche waren nicht zu hören. Niemand befand sich in der Nähe, ich hörte auch nicht das dumpfe Klopfen zahlreicher Hufe, ich stand inmitten einer düsteren Einsamkeit und konnte nichts anderes tun, als abzuwarten.

Suko und Femina fielen mir ein. Sie hatten die gleiche Reise hinter sich wie ich. Wir waren zusammen gewesen, ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie abgetrieben waren, aber ich sah sie nicht. Die Finsternis der Nacht hielt sie umfangen.

Geheimnisvoll raschelnd bewegte sich das Laub. Manchmal zerrte der Nachtwind so stark an einzelnen Blättern, daß er sie einfach abriß und zu Boden schleuderte.

Guter Rat war teuer. Was sollte ich tun? Losziehen und die beiden anderen suchen?

Wenn ja, wie konnte ich sie in dieser grauen Finsternis finden? Ich versuchte es durch laute Rufe, ohne eine entsprechende Antwort zu bekommen. Den Schall meiner Stimme verschluckte die Finsternis wie ein tiefes, unendlich langes Grab.

Mein Rufen hatte einige Vögel aus ihrem Schlaf geschreckt. Sie flatterten aus dem Geäst der Bäume in die Höhe und waren als Schatten zu erkennen, bis sie eintauchten in den grauen Schlund.

Am Himmel ließ sich nicht ein Stern blicken, auch den Mond sah ich nicht. Lange, tiefdunkle Wolkenbänke hielten die Gestirne versteckt.

In Nächten wie dieser konnte der Teufel durch die Welt schreiten, ohne einmal gesehen zu werden.

Zum Glück besaß ich meine Bleistiftleuchte. Sie würde mir auch weiterhin gute Dienste leisten. Ihr dünner Strahl bewegte sich über einen unebenen Boden, der aussah, als wäre er mit buckelartigen Geschwüren bedeckt.

Die ersten Yards legte ich leicht zurück. Später mußte ich Bogen schlagen, weil dichtes Buschwerk mit seinen Stachelzweigen meine Kleidung zerrissen hätte.

Und immer wieder dachte ich an Suko und Femina. Von den beiden hatte ich bisher nichts gesehen. Sie hatten sich auch nicht gemeldet. Falls sie in der Nähe waren, hätten sie den hellen Strahl der Lampe sehen müssen, denn sie allein war die einzige Lichtquelle in der Finsternis.

Es blieb nicht nur beim Buschwerk, auch ein paar Bäume gab es.

Ich umrundete sie und sah plötzlich einen einzeln stehenden Baum, der von einer Hügelkuppe in die Höhe wuchs und sich trotz des

schlechten Lichts sehr deutlich abzeichnete.
Es war ein mächtiges Gebilde, und schon jetzt konnte ich davon ausgehen, daß dieser Baum – eine Eiche – bestimmt einige Jahrhunderte auf dem Buckel hatte.
Eine Eiche steht für Ausdauer, für Stärke und Lebenskraft. All dies brauchte ich auch, denn mittlerweile war ein Verdacht in mir hochgekeimt, daß einiges anders ablaufen würde, als ich es mir noch vor wenigen Stunden vorgestellt hatte.
Da der Baum nicht zu übersehen war, suchte ich ihn als mein Ziel aus.
Wieder fuhr mir der leichte Nachtwind entgegen und kämmte das Gras, durch das ich schritt.
Aus dem irgendwie schon kahlen Geäst des Baumes lösten sich drei Schatten. Dunkle Vögel, Raben oder Krähen, stießen hinein in die Finsternis, als wären sie von der gewaltigen Öffnung eines Sacks aufgefangen worden.
Mir trieb ein herbstlicher Geruch entgegen. Es »duftete« nach feuchtem Laub und verwelkten Blumen. Die Natur würde bis zu ihrem Erwachen ein paar Monate Winterschlaf einlegen.
Wenn ich ehrlich gegen mich selbst war, erweckte der Standort des Baumes in mir bestimmte Erinnerungen. Bäume an derart exponierten Plätzen besaßen oft genug bestimmte Bedeutungen. An ihren starken Ästen hatte man früher Menschen aufgehängt, sie waren zu Stätten des Todes und des Grauens geworden. Um sie hatten sich Legenden gebildet, alte Mysterien und Sagen, die sich die Jahrhunderte hinweg gehalten hatten und von Generation zu Generation weitergegeben worden waren.
Ich war mir mittlerweile sicher, daß dieser Baum eine bestimmte Bedeutung für mich haben würde. Deshalb ging ich schneller, ohne allerdings die Vorsicht außer acht zu lassen.
Meine Füße schleiften durch das Gras. An den Schuhen klebten die nassen Halme. Völlig normale Dinge, die auch in meiner Zeit hätten passieren können.
Der Hügel war sehr flach, ich brauchte mich nicht anzustrengen, spürte aber plötzlich einen Windstoß, der sogar hoch über mir die Decke der Wolken aufriß, so daß dort ein Loch entstand.
Wie unter Zwang schaute ich in die Höhe, um mir dieses Loch genauer zu betrachten.
Es wirkte wie eine hellgraue Insel inmitten der Wolkenschwärze.
Schwach und sehr weit im Hintergrund schien ein fahles Licht, wahrscheinlich abgegeben durch den blassen Mond, der sich jetzt einfach nicht mehr verbergen konnte.
War es Zufall oder ein bestimmter Grund gewesen, daß dieses Loch entstanden war?

Zufälle akzeptierte ich nur selten. Möglicherweise wollte man mir damit ein Zeichen geben.

Das Loch befand sich, wenn ich richtig rechnete, direkt über der gewaltigen Eiche. Zwar sickerte aus ihm kein Licht auf den Baum, er war trotzdem deutlicher zu erkennen. Die Dichte seines Astwerks lockerte sich auf. Es waren mehr blasse Lücken entstanden, beides in unterschiedlicher Größe, und ich sah in einer dieser Lücken einen Gegenstand, der meiner Ansicht dort nicht hingehörte. Wie ein Fremdkörper wirkte er.

Aus einer gewissen Distanz hätte man es für einen ungewöhnlich gewachsenen Ast halten können. Das aber war es nicht.

Dieser Gegenstand besaß eher den Umriß eines Menschen, der in diese Lücke hineinhing und sich im Wind bewegte, denn seine Beine pendelten hin und her.

Ich räusperte mich, schaute mich um, sah Bäume und Buschwerk als unegale, finstere Wand und wandte mich wieder dem Baum zu, von dem mich nicht mehr als zehn Schritte trennten.

Je näher ich kam, um so deutlicher veränderte sich die Perspektive. Was dort aus dem Geäst nach unten hing, schwang nicht sehr weit über dem Grund, und ich sah die beiden Gegenstände, die durch den Wind unterschiedlich rasch und in wechselnde Richtungen bewegt wurden.

Das waren Beine…

Mein Verdacht manifestierte sich zur Gewißheit. In dem Geäst hing ein Mensch! Ich strich mit der Hand über den Hals, als könnte ich dort die Reste einer geknüpften Hanfschlinge abstreifen.

Vor dem Gehängten blieb ich stehen und mußte mich korrigieren.

Er hing doch höher, als ich gedacht hatte. Wäre ich noch einen Schritt vorgegangen, hätten seine nackten Füße meine Stirn berührt.

Genau diese Füße waren es, die mich interessierten. Auch in der Düsternis fielen mir die dunklen Streifen auf. Als ich nachleuchtete, wußte ich Bescheid.

Die dunklen Streifen waren Blut, das aus zahlreichen Wunden geflossen war und nun eine Kruste gebildet hatte.

Ich dachte an Lorenzo. Man hatte mir erklärt, daß er gefoltert worden war. Sollte dieser Tote tatsächlich der Mann sein, der so viel über die Templer wußte?

Wieder passierte etwas.

Aus der Höhe drangen mir ein Wimmern und schweres Ächzen entgegen. Ich bekam ein Gänsehaut, die Füße vor meinem Gesicht bewegten sich heftiger. Das Schaukeln nahm zu und wurde derart stark, daß über mir etwas abbrach.

Beim Aufklingen des knirschenden Geräuschs sprang ich blitzschnell zurück. Zusammen mit dem gebrochenen Ast fiel auch der Tote zu

Boden. Er prallte dicht vor meine Füße und sackte zusammen, als hätte man sämtliche Knochen gebrochen oder Sehnen durchschnitten.

Die Leiche war zur Seite gefallen. Ich nahm wieder meine Lampe zu Hilfe und strahlte sie an.

Es mußte Lorenzo sein – er war einen furchtbaren Tod gestorben.

Was ich an ihm noch erkennen konnte, das war nicht viel. Gleichzeitig stieg der Zorn wie eine Woge in mir hoch. Ich dachte nicht über Lorenzo nach, sondern über den Mann, der für seinen schlimmen Tod die Verantwortung trug.

Das war der Lord!

Er hatte Lorenzos Geheimnis nicht erfahren können, auch mir würde er nichts sagen, aber ich wollte trotzdem nicht aufgeben, das schwor ich mir in diesen Augenblicken. Seine Aufzeichnungen existierten noch, ich würde versuchen, an sie heranzukommen, auch wenn ich damit den Plänen des Lords und seiner Meute entgegenkam.

Ich wollte mich zu Lorenzo hinabbeugen, als mich etwas störte. Es waren wieder die dumpfen Laute, diesmal nicht von irgendwelchen Pferdehufen erzeugt, sondern durch Schritte.

Ich drehte mich um.

Da kamen sie – der Lord und seine Meute!

***

Sie bildeten eine Reihe, und es waren diesmal nicht ihre geisterhaften Gestalten, denen ich wie in meiner Wohnung gegenüberstand.

In diesem Fall befand ich mich real in ihrer Zeit, so daß ich normal mit ihnen reden und auch kämpfen konnte, wenn es darauf ankam.

Der Lord trug die gleiche Kleidung. Sein Fellmantel wehte bei jedem Schritt beidseitig nach rechts und links. Hinter ihm bildeten die Kuttenträger einen langen Schutz. Ich hatte den Eindruck, als würde das Böse direkt auf mich zukommen.

Ja, das Böse kam…

Auf meinem Rücken spannte sich die Haut. War es positiv oder negativ, daß ich den Gehängten entdeckt hatte? Die folgenden Minuten würden entscheidend sein.

Sie gingen im Schritt. Sie sprachen keine Wort, sie knickten die langen Grashalme, und ihre grau wirkenden Gesichter schauten aus den Öffnungen der Kapuzen hervor.

Waren das Templer?

Ja, allerdings dienten sie Baphomet und standen im krassen Gegensatz zu der Gruppe, die ich mochte und die in meiner Zeit von einem Abbé Bloch angeführt wurde.

Als sie nahe genug herangekommen waren, verteilten sie sich und bildeten einen Halbkreis. Der Lord sprach mich direkt an. »Du wirst

aus dem Weg gehen. Wir holen den Toten und schaffen ihn weg.«

»Wohin?«

»Zum Haus der Verräterin.«

Ich wußte, daß ich den Fortlauf des Schicksals nicht beeinflussen konnte und hob die Schultern. Dabei ging ich etwas zur Seite, nur traf der Anführer keinerlei Anstalten, die Leiche aufzuheben. Er kümmerte sich nicht um sie.

Hinter ihm bewegten sich die Kuttenträger. Was sie bisher unter dem Stoff versteckt gehalten hatten, holten sie jetzt hervor. Alte Holzkreuze sah ich ebenso aus ihren Fäusten ragen wie eine Kette aus bleichen Totenschädeln, die der Träger wie ein Lasso über seinem Kopf schwang.

Mit einem dumpfen Schlag prallte einer der Schädel gegen ein Holzkreuz, ohne zu zerbrechen. Das besorgte der Träger des Kreuzes selbst. Vor meinen Augen brach er es auseinander. Seine Kräfte mußten gewaltig sein, daß er so etwas überhaupt schaffte.

Ich schluckte, sagte nichts und wartete eigentlich nur darauf, daß der Lord reagierte.

Sein Blick war hart und böse. Ihm traute ich eine Folter durchaus zu. Er streckte mir seinen Arm entgegen, als wollte er etwas verlangen. Ich rührte mich nicht.

»Gib mir den Spiegel!« forderte er.

»Nein!«

»Er gehört uns.«

»Wer behauptet das? Ihr?«

»Ja.«

»Templer, nicht wahr. Ihr seid Templer, die sich abgespalten haben und einem Dämon wie Baphomet frönen, das weiß ich genau. Ich stehe auf der anderen Seite. Der Spiegel hat das Wechselspiel der Zeiten überdauert, er hat sich einmal in Lorenzos Besitz befunden, jetzt habe ich ihn an mich genommen und werde ihn auch behalten. Ich bin gekommen, um die ganze Wahrheit zu erfahren. Wenn du den Spiegel tatsächlich haben willst, dann mußt du ihn dir holen.«

Ich hatte nicht besonders scharf gesprochen, aber darauf gehofft, ihn beeindrucken zu können.

Der Lord reagierte nicht. Wahrscheinlich überlegte er, wie und ob er mir trauen konnte.

Sie waren zwar in der Überzahl, doch sie mußten davon ausgehen, daß auch ich es schaffen konnte, mich zu wehren, wenn es darauf ankam. Mit meiner Beretta würde ich mich schon verteidigen.

Der Lord sagte nichts. Er schaute mich nur finster an, bevor er sich an seine Helfer wandte, nickte und mir dann erklärte, daß er mich laufenlassen würde.

»Wie großzügig. Und wohin?«

»Du wirst den Weg schon finden, denn diese Nacht ist entscheidend. Das Böse ist unterwegs.« Er lachte laut und kratzig. »Es ist unterwegs und läßt sich nicht aufhalten, daran solltest du immer denken. Ich weiß, daß dich dein Weg zu ihr, der Verräterin führen wird, aber das kann ihr nicht helfen.«

Ich wollte noch Fragen stellen, aber er drehte sich bereits um. Seine Helfer taten es ihm nach.

Jeder schaute mich an.

Ich konnte die bleichen, bösen Flecken der Gesichter in ihren Kapuzen erkennen. Gefüllt mit dunklen Augen waren sie, die mich daran erinnerten, daß sie Feinde von mir waren.

Dennoch konnte ich ihre Reaktionen nicht verstehen. Sie waren gekommen, hatten mir gedroht, doch mehr war nicht geschehen. Weshalb nicht, zum Teufel? Was lief da an mir vorbei?

Überhaupt hatte ich den Eindruck, in diesem Fall mehr das Dasein eines Statisten zu führen, obwohl ich mich praktisch als den Mittelpunkt ansah, natürlich neben einer Frau wie Femina.

Sie gingen weg, ohne sich noch einmal umzudrehen. Sie waren gekommen, jetzt verschwanden sie.

Was blieb zurück?

Ein ungutes Gefühl, eine Bedrohung und Worte, die mir nicht leer vorkamen.

Eine Nacht kann lang werden, und in einer Nacht kann immer sehr viel geschehen.

Ich wartete so lange, bis die Dunkelheit sie verschluckt hatte und setzte mich ebenfalls in Bewegung.

Ein konkretes Ziel hatte ich nicht. Ich ging nur davon aus, daß ich mit ihnen zusammentreffen würde, und zwar dort, wo die Verräterin angeblich sein sollte.

Vielleicht benutzten sie mich auch als Köder, oder es war alles umgedreht. Daß sie mich irgendwohin locken wollten. Alles konnte möglich sein, alles konnte passieren.

Deshalb gab es für mich eigentlich nur eine Chance. Ich mußte ihnen auf der Spur bleiben, und dies im wahrsten Sinne des Wortes, denn sie hatten sicherlich Spuren hinterlassen.

Ich ging also in diese Richtung, in der die Gruppe der Baphomet-Templer verschwunden war.

Ich schritt hinein in eine finstere, unheimliche Welt, die zwar in meinem Land lag, das jedoch vor zweihundert Jahren anders ausgesehen hatte als in der Gegenwart, in der ich lebte. Hinzu kam die Dunkelheit, der Wald, das dichte Buschwerk, das auch weiterhin meine Sicht beeinträchtigte.

Es blieben wirklich nur die Spuren.

Sie hatten sie meiner Ansicht nach bewußt so deutlich hinterlassen,

da sie mich an ihr Ziel locken wollten. Ich hatte oft genug mit den Templern zu tun gehabt, um mich in ihren Lebensgewohnheiten auszukennen. Viele bewohnten alte Klöster und Herrenhäuser.

Ich rechnete auch damit, daß es sich bei den Baphomet-Templern nicht geändert hatte.

Das Feuer war plötzlich da!

In der Finsternis konnte ich Entfernungen schlecht voraussagen, mir blieb nur die Schätzung, und ich mußte davon ausgehen, daß die Flammen dort emporgeschlagen waren, wo sich auch der Templer abzeichnen mußte. Möglicherweise hatten sie den Brand gelegt, um mir ihre Spur noch deutlicher zu machen.

Die Flammen schlugen einen gewaltigen Ball, der die Dunkelheit als rotgelbe und an einigen Stellen als durch Rauch gefärbte, schwarze Insel zerriß.

Schreie vernahm ich keine, dafür ein anderes Geräusch, das ich auch sehr gut kannte.

Es war das wilde, angstgepeitschte Blöken einer Schafsherde, die durch die Flammen aufgeschreckt worden war und nun in wilder Panik versuchte, das Weite zu suchen.

Schafe sind geduldige Tiere. Gerieten sie aber in Panik, denn drehten sie durch. Ich wußte nichts über die Größe der Herde, doch hundert oder noch mehr Schafen wollte ich mich auch nicht in den Weg stellen.

Sie donnerten auf mich zu. Vor dem hohen Feuer hoben sie sich als eine dicht zusammengedrängte Masse ab, die wie eine gewaltige Welle über den Boden lief, sich auch nicht weiter verteilte, sondern als breiter Teppich regelrecht auf mich zufächerte.

Wenn ich nicht schnell verschwand, war alles verloren. Dann geriet ich zwischen die Beine der Tiere und hatte das Nachsehen. Ich tauchte nach rechts weg. Hier fiel das Gelände etwas ab und wurde von einem dichten Gürtel aus Gestrüpp begrenzt. In ihn warf ich mich hinein, riß eine Lücke, bevor andere Zweige wie ein Dach über meinem Körper peitschten und mich noch tiefer zu Boden zwangen.

Es hatte keinen Sinn, sich freizukämpfen, ich mußte auf mein Glück vertrauen.

Das hatte ich in diesem Fall. Die in Panik geratene Schafsherde raste an mir vorbei. Der Boden erzitterte unter dem Druck der Hufe.

Da ich ihn fast mit einem Ohr berührte, pflanzten sich diese Schwingungen fort und zitterten in meinem Schädel nach.

Wenig später war der Spuk verschwunden. Ich schaute der Herde nach, die sich irgendwann auslaufen würde, wenn die Kräfte die Schafe verlassen hatten.

Das Feuer brannte noch immer. Zwar nicht mehr so hoch, aber viel glühendes Holz sprühte raketengleich in die Luft, bevor es als Regen

zu Boden fiel und im feuchten Gras verlöschte.

Die Glutstelle bot ein dunkelrotes, schauriges Gemälde. Die Person, die ich in ihrer Nähe entdeckte, lief umher als befände sie sich in Panik. Wenn mich nicht alles täuschte, schrie sie.

Zu einer Schafsherde gehörte ein Schäfer. Dieser Mann, der dort sein Schicksal beklagte, mußte der Schäfer sein. Ich ließ ihn nicht aus den Augen, als ich auf ihn zuging. Er sah mich erst, als ich wie ein Geist im Dunstkreis der letzten flackernden Flammen erschien und nur wenige Yards von ihm entfernt stehenblieb.

Starr schaute er mich an, schlug ein Kreuzzeichen und rannte weg.

Vorbei an den Resten der Hütte, die das Feuer vernichtet hatte.

Ich schrie ihm nach, endlich stehenzubleiben, er hörte nicht auf mich. Ihm hinterherrennen wollte ich auch nicht.

Da erschien die Frau.

»Teufel!« sagte sie, als sie aus dem Dunkel kam. »Du bist der Teufel, der nachschaut, ob seine Diener alles richtig gemacht haben. So sieht also ein Teufel aus.«

Ich drehte mich um. Mein Blick fiel auf eine geduckt und in einen langen Mantel gehüllte Gestalt. Die Frau besaß ein zerfurchtes Gesicht und hielt mir ein Kreuz entgegen.

»Sieht so ein Teufel aus?« fragte ich.

»Weiche, Satan!« rief sie und drückte das Kreuz näher an mich heran. Sie wunderte sich, als ich stehenblieb und ihr dann mein Kreuz zeigte. Ihr faulig riechender Atem streifte ihr Runzelgesicht.

Die Augen bildeten plötzlich wäßrige Seen, und sie schüttelte den Kopf. »Du hast auch ein Kreuz?«

»Ja, aus Silber. Und deshalb frage ich dich, ob so ein Teufel aussieht, alte Frau.«

»Nein, nein, Sir.« Sie verbeugte sich. »Ihr seid fremd, Ihr seid etwas Besonderes. Wo kommt ihr her?«

»Aus einem fernen Land«, erwiderte ich, ohne konkret zu werden.

»Dann gehört ihr nicht zu denen?«

»Nein, ich verfolge sie. Und ich möchte von dir wissen, wo ich sie finden kann.«

Die Alte richtete sich wieder auf und schaute an mir vorbei.

»Flammen, Rauch und Trümmer«, erklärte sie mit tonloser Stimme.

»Das alles läßt das Böse zurück. Man hat gewarnt, man hat es gespürt. In dieser Nacht wird das Böse erscheinen und über all die Gerechten herfallen, die sich hier aufhalten. Das Böse bringt den Schrecken, es bringt die Hölle zu den Menschen noch vor ihrem Tod, und das ist schlimm, sehr schlimm sogar.« Sie holte tief Luft und deutete in eine ferne Richtung. »Dort liegt der kleine Ort Wrexham, er gehört dem Lord, und er will ihn zu einem Stützpunkt der Hölle machen, ja, das will er.«

»Aber er ist nicht der Teufel – oder?«
»Nein, das ist er wahrlich nicht. Der Teufel sieht anders aus, ihn kann niemand fassen, aber ich will dir sagen, mein Freund, daß der Teufel immer wieder Helfer findet. Auch wenn sie gekleidet sind wie Mönche, so sind sie doch nur Bestien, wilde Tiere, die kein Erbarmen kennen. Sie haben sich dem Bösen verschrieben. Sie sind auf der Suche nach den Geheimnissen, die sie einführen werden in die Reiche der Finsternis, und sie räumen alles aus dem Weg, was sich ihnen entgegenstellt. Sie haben unser Haus niedergebrannt, unsere Herde in die Flucht getrieben, so holten sie sich Mut für ihre weiteren Taten.«
»Wo werden sie stattfinden? In Wrexham?«
»Ja, Sir, ja, denn dieser Ort zittert vor dem Lord. Er herrscht grausam, er knechtet die Menschen, er will sie einschwören auf die Hölle.«
»Gehorchen sie ihm?«
»Aus Furcht, nur aus Furcht. Die meisten verstecken sich, aber das können nicht alle. So wird er in die Stadt reiten und nach dem Vermächtnis eines Wissenden und Weisen forschen, denn Lorenzo hat sich als einziger gegen ihn gestellt. Der Lord ist nicht Gott, der Lord ist auch nicht der Teufel, aber er ist grausam und gefährlich. Daran sollten wir alle denken, auch du, Fremder.«
»Ich werde deinen Rat beherzigen. Doch eine Frage habe ich noch. Wie komme ich in den Ort?«
Nein, sie floh nicht, obwohl ihre hastige Bewegung darauf hingedeutet hatte. »Du… du … willst dich ihnen stellen?«
»Deshalb bin ich hier.«
»Aber ich warnte dich…«
»Danke, die Worte habe ich auch behalten. Ich möchte nur von dir wissen, wie lange ich noch zu gehen habe.«
»Das ist nicht viel. Du willst ja nicht in die große Stadt London. Wenn du in die nächste Senke hineinschreitest, wirst du die Häuser schon sehen können, aber sei auf der Hut. Nicht alle, die freundlich tun, sind auch deine Freunde, nicht alle, die dir ein Glas Wasser anbieten, wollen deinen Durst löschen. Vieles ist gefährliche Hinterlist, daran solltest du denken.«
Ich bedankte mich für den Ratschlag und schaute noch zu, wie mich die alte Frau segnete.
Dann ging ich.
Daß der Schäfer zurückkam, sah ich nicht mehr, da hatte mich die Nacht längst verschluckt…

***

»Verräterin!«
Eine Stimme zischte das Wort, das von Suko und Femina zugleich

gehört wurde.

Beide blieben stehen!

Nichts war zu sehen. Nur die Schatten der ersten Häuser eines Ortes, der Wrexham hieß, wie der Inspektor von seiner Begleiterin wußte, deren Hand er noch immer umfaßt hielt und auch das Zittern mitbekam, das dieses eine Wort ausgelöst hatte.

»Sie… sie haben mich gesehen, Suko. Sie wissen jetzt Bescheid, daß ich hier bin.«

»Na und?«

Femina trat einen Schritt zurück. »Wie kannst du so etwas fragen? Es wird grauenhaft werden.«

Suko winkte ab. »Noch bin ich bei dir, aber ich will wissen, weshalb man dich so bezeichnet hat?«

Sie senkte den Kopf. »Dieser Ort gehört dem Lord of Wrexham. Hier sitzen seine Spitzel, hier hocken die Menschen, die ihm zu Willen sind. Manche freiwillig, andere nicht.«

»Gibt es auch Mutige?«

»Wenige nur.«

»Dann werden wir sie finden.« Suko wollte weitergehen, Femina aber hielt ihn fest.

»Nein, Suko, gib dich keinen falschen Hoffnungen hin. Es hat keinen Zweck, das mußt du mir glauben. Wenn du sie findest, werden sie dir nichts sagen.«

»Vielleicht. Allerdings bin ich davon überzeugt, daß es einen Grund gehabt haben muß, wenn wir schon in der Nähe der kleinen Stadt gelandet sind.«

»Es gibt einen Grund.«

»Und?«

»Der Lord und seine Leute. Sie sind die Grausamen, ihm gehört das Dorf. Er will alles, weil er glaubt, daß Lorenzo hier sein Wissen aufgezeichnet verborgen hält.«

»Wissen über die Templer?«

»So ist es.«

»Wunderbar«, sagte Suko, »dann werden wir es suchen. Du kennst dich aus, Femina, wo könnte er…?«

»Nein, ich kenne mich nicht aus. Lorenzo hat hier gelebt und auch geforscht, aber wo er…«

»Die Kirche«, sagte Suko. »Es ist ein Ort, wo sich das Böse nicht halten kann, ein Ort, den es meidet.«

»Zerstört, niedergebrannt. Bis auf die Mauern, seine Taten machen vor nichts Halt.«

Suko krauste die Stirn. Das sah nicht gut aus, was Femina ihm da berichtet hatte. Überhaupt fühlte, er sich unwohl in seiner Haut. Erstens, weil er nicht wußte, wo sich sein Freund John Sinclair befand

– trotz intensiver Suche hatte er ihn nicht gefunden – und zweitens, weil ihm alle fremd und feindlich gesinnt waren.

Hier schien man nur darauf zu lauern, daß er einen Fehler beging und die andere Seite zuschlagen konnte.

Der Ort lag vor ihnen.

Ein normales Dorf, eingetaucht in die tiefe Finsternis der Nacht, die von keinem Lichtschein durchbrochen wurde. Hinter den Mauern der kleinen, oft schiefen und brüchig aussehenden Häusern versteckten sich die Bewohner, damit sie nicht in Gefahr gerieten, von ihrem Herrn und Meister entdeckt zu werden.

Ein Ort, der unter einer Glocke der Angst lag…

Das wußte auch Femina, die sich eng an Suko drängte, als sie in das Dorf hineinschritten. »Kennst du das Gefühl, das man haben kann, wenn man weiß, daß alles vorbei ist?«

»Nein, aber wie meinst du das?«

Femina schüttelte sich, als würde sie frieren. »Das Böse ist einfach zu stark geworden. Es hat sich immer mehr verdichtet, das spüre ich genau, Suko.«

»Du denkst an den Lord?«

»Und an den, der hinter ihm steht. Der Teufel ist überall. Ich sehe ihn nicht, aber ich kann ihn fühlen. Das Böse streicht um uns herum wie ein schlimmes Gift.«

Suko hütete sich, auch nur darüber zu lächeln. Er selbst kannte diese Art von Feeling. Sensible Menschen, die öfter im Mittelpunkt einer Gefahr steckten, nahmen die geheimnisvollen Strömungen eben anders auf als Normalbürger.

Daran hatten auch die Zeiten nichts ändern können und ebenfalls nicht die gewaltigen Erfolge der Technik, ob zum Wohl oder zum Unwohl der Menschheit. Irgendwo war sie gleichgeblieben.

Gut fühlte sich auch Suko nicht. Er hatte den Eindruck, in ein Bühnenbild hineinzuschreiten, das bewußt dunkel gehalten worden war, um einigen Akteuren die Chance zu geben, aus dem Hintergrund aufzutreten und urplötzlich zu erscheinen.

Er drehte sich noch einmal um. Eine Stimme hatte das Wort Verräterin gezischt. Die Person hielt sich verborgen. So wußte Suko nicht einmal, ob ein Mann oder eine Frau geflüstert hatte.

Wenn es stark regnet, wurde der Untergrund zu einem wahren See aus zähem Schlamm. Femina und Suko hatten Glück. Es war zwar nicht trocken, aber das Zeug klebte wenigstens nicht an den Füßen.

Die Häuser rückten an einigen Stellen enger zusammen. Klein waren die Fenster. Aus manchen Kaminen quollen träge Rauchwolken, die rasch im Wind zerflatterten. Manche von ihnen trieben noch als würzige Fahnen über den Boden und erreichten die Nasen der beiden einsamen Wanderer.

Suko fiel auf, daß sich seine Begleiterin des öfteren umschaute, als würde sie etwas suchen.

»Ist was nicht okay?« fragte er.

»Ich… ich warte auf ihn. Er muß doch kommen. Das ist die Nacht des Sterbens, des Bösen. Sie werden in den Ort als Horde einfallen, denn sie brauchen Lorenzos Vermächtnis.«

Suko schüttelte den Kopf. »Sie werden es nicht bekommen, das schwöre ich dir. Wir finden es vor ihnen.«

Femina lachte. »Und was ist, wenn wir es haben?«

»Ganz einfach, dann werden wir uns darum kümmern. Zudem besitzen wir den Spiegel.«

»John hat ihn.«

»Sicher.«

»Und er ist nicht da.«

»Stimmt auch.«

»Wir stehen allein.«

Suko gab keine Antwort. Er schaffte es einfach nicht, Femina ein positives Gefühl zu geben. Es war auch verständlich. Sie hatte viel mitgemacht und den Tod ihres Freundes erlebt.

Daß sie Abschied nehmen mußten, stand zudem fest. Er konnte sie nicht retten. Das Leben oder das Schicksal wurde durch andere Faktoren bestimmt, nicht durch ihn.

Ausgestorben, totenstill lag der kleine Ort. So ängstlich, als wollten sich selbst die Häuser vergraben, um nicht in den Bannstrahl einer teuflischen Magie zu geraten.

Suko behielt besonders die Fenster im Auge. Manchmal blinkten die schmalen Vierecke wie ein starres Auge. Einige Häuser besaßen auch kein Glas zwischen den Rahmen, nur einfache Löcher, durch die der Rauch drang, wenn der Kamin nicht richtig zog.

Femina blieb plötzlich stehen. Sie deutete in einen schmalen Einschnitt zwischen zwei schiefen Wänden, dermaßen eng, daß der Begriff Gasse übertrieben war.

»Laß uns dort hinein.«

»Und dann?«

Sie fuhr mit der Zungenspitze über ihre Lippen. »Ich weiß es auch nicht genau, Suko, aber hier haben mal Freunde von mir gewohnt. Ich war des öfteren bei ihnen.«

»Gehören sie auch zu den ängstlichen Bewohnern?«

»Ich… ich glaube.«

»Was sollen wir dort?«

»Sie überzeugen Lorenzo war des öfteren bei ihnen. Sie kamen gut miteinander aus. Die Masons sind arm, sehr arm, er ist einmal der Küster gewesen. Er hat sich gegen den Lord gestellt, als sie die Kirche abbrannten. Getötet haben sie ihn nicht, aber sie schlugen ihm ein

Bein und einen Arm ab.«
Sukos Gesicht bekam einen harten Ausdruck. »Lebt er noch?«
»Ja, Brian Mason lebt noch. Seine Frau auch, aber die Kinder sind weg. Drei Söhne fahren zur See.«
Suko nickte. »Du kennst dich hier aus, Femina, also werde ich mich deinem Ratschlag fügen.«
Sie nahm seine Hand und zog ihn weiter. Der Schlund war nicht weit entfernt. Zwischen den Mauern stank es nach Urin. Suko gefiel die Finsternis überhaupt nicht. Er holte seine kleine Lampe hervor und leuchtete genau auf die beiden dicken Rattenkörper.
Die Tiere fühlten sich in ihrer Ruhe gestört. Sie jaulten fast auf, dann verschwanden sie.
»Die Ratten sind überall«, sagte Femina. »Noch immer verbreiten sie die Pest.«
»Das hört auf.«
»Ja?«
Suko lächelte bei seiner Antwort. »Ich weiß es, Femina. Ich komme schließlich von vorn.«
Sie widersprach nicht und zog ihn weiter. Die Gasse war länger, als Suko angenommen hatte. Stallartige Anbauten sorgten für eine Verlängerung der Häuser. In den Ställen bewegten sich die Tiere.
Schweine grunzten, Ferkel quiekten.
»Unruhig sind die Tiere«, sagte Femina leise. »Sie merken genau, daß diese Nacht ein Tor für das Böse geöffnet hat. Wir müssen schneller sein, Suko!«
»An mir soll es nicht liegen.« Einige Schritte weiter fluchte er auf.
Zwar ging er nicht direkt durch einen Misthaufen, aber die flache Jauchegrube war auch nicht ohne. Das Zeug näßte die Hosenbeine des Chinesen durch und stank erbärmlich.
»Tut mir leid«, sagte Femina.
»Macht nichts. Ich hätte aufpassen können.«
Sie zog ihn nach links, wo es trockener war. Über weichen Lehm schritten sie auf eine Hütte zu, die in der Nähe hoher Bäume stand.
Suko konnte nicht einmal erkennen, aus welch einem Material sie gebaut worden war. Entweder Holz oder Stein.
»Ist sie das?«
Femina nickte.
»Soll ich…?«
»Nein, das nicht, du würdest sie erschrecken. Ich werde anklopfen, ich mache es.«
»Gut.«
Vor der Hütte mußte Suko den Kopf einziehen, um nicht gegen das schiefe, kleine Schindeldach über dem Eingang zu stoßen. Die Tür hatte auch schon bessere Zeiten gesehen. Er schielte durch ein Fenster

und sah ein rotes Auge im Hintergrund des Raumes. Bei genauerem Hinsehen entpuppte es sich als ein Kaminfeuer, das schon ziemlich heruntergebrannt war.

»Ich klopfe«, hörte Suko die Stimme und schrak zusammen, als er die dröhnenden Schläge vernahm, die entstanden, als das Mädchen mit seinen Fäusten gegen die Tür hämmerte.

Suko blieb am Fenster. Zuerst tat sich nichts. Dann löste sich aus dem Halbdämmer des Hintergrunds eine Gestalt und schlurfte in Richtung Tür. Sie trug einen sehr langen Rock. Mit seinem Saum schleifte er über den hartgetretenen Boden. Dabei quollen kleine Staubwolken in die Höhe. Ihre Haare waren durch ein Kopftuch verdeckt. Sie schielte zur Tür und gleichzeitig zum Fenster hin, hinter dem Suko stand, so daß sich der Inspektor gezwungen sah, einen Rückzug anzutreten. Er ließ sich kurzerhand in die Knie fallen.

»Ich bin es, Femina!«

Die Frau war dicht vor der Tür stehengeblieben. Suko sah es, als er ihr schrilles Lachen hörte und rasch nachschaute. »Hau ab, du verdammte Hexe! Hau nur ab! Ich will dich hier nicht mehr sehen. Weg mit dir, verdammtes Weib!«

»Bitte, öffne. Ich möchte mit Brian reden!«

»Laß nur meinen Mann in Ruhe, du böses Weib. Laß ihn in Ruhe, du… du …!«

»Nein!« redete eine andere Stimme dazwischen. Suko konnte nicht erkennen, wo der Sprecher lag. Irgendwo im Hintergrund des Raumes. Dort reichte der Schein erst recht nicht hin.

»Brian, ich will nicht, daß du…«

»Aber ich will!«

Suko sah die Bewegung deutlicher. Die graue Finsternis schien dabei in Wallung zu geraten, dann humpelte plötzlich eine bedauernswerte Gestalt durch den Raum.

Femina hatte ihm berichtet, daß man Brian Mason ein Bein und einen Arm abgeschlagen hatte. Er lebte und konnte sich trotzdem bewegen. Auf einem Stock, das rechte Bein pendelte als Stumpf, und der linke Arm fehlte ihm ebenfalls. Aber er bewegte sich recht gut mit seiner Krücke und verschaffte sich trotz seines Zustandes den nötigen Respekt, denn er forderte seine Frau auf, von der Tür zu verschwinden.

Das tat sie, aber sie rang dabei die Hände, als wollte sie zum Allmächtigen um dessen Güte flehen.

»Los, komm herein!«

Femina drückte die Tür auf. Sie ratschte so hart über den Boden, daß Suko befürchtete, sie würde zerbrechen. Aber sie hielt auch diesen Druck noch aus.

Die Frau begann zu jammern. Als sie Femina sah, bekreuzigte sie

sich. Als sie Suko sah, schrie sie.
»Keine Sorge«, erklärte Femina. »Er ist ein Freund und steht ebenso auf der Seite des Guten wie ich.«
»Du und gut?«
»Ja, Thelma, das stimmt!«
»Nein, nie. Du bist… du bist eine Hure. Du hast dich …«
»Thelma, sei ruhig!« Brian Mason sprach ein Machtwort. Seine Frau verstummte, und er nickte den beiden Neuankömmlingen zu, wobei er sogar noch lächelte.
Sein Haar war lang und verfilzt. Seine Hose besaß nur ein Bein, das andere war abgeschnitten worden. Ein Hemd aus Sackleinen schlotterte um seinen mageren Körper; auf den Wangen wuchs ein grauer Bart.
»Kommt bitte.«
Geschickt drehte er sich um und humpelte in die Mitte des Raumes zurück. Dort ließ er sich auf einen Stuhl fallen und legte die Krücke auf eine schiefe Tischplatte.
In der Nähe stand eine Bank, wo sich Femina und Suko niederließen. Er fragte Suko nicht, woher er kam und weshalb er so ungewöhnlich aussah, er nickte der dunkelhaarigen Frau zu und fragte:
»Wie ich hörte, bist du noch immer nicht zu ihm zurückgekehrt.«
»Ich werde auch nicht gehen!« erklärte sie trotzig.
»Das ist sehr mutig von dir, meine Freundin, sehr mutig, aber er ist stärker.«
»Lieber sterbe ich.«
Der Mann lachte zahnlos. »Das ist nicht so einfach. Auch ich hatte sterben wollen, als die Kirche verbrannte und die Häscher auch aus dem Pfarrer eine Fackel machten, dann habe ich es mir überlegt, und ich bin froh, es getan zu haben. Ich habe auch oft an die Worte des weisen Lorenzo gedacht, der immer sagte, daß es keine Lösung sei, wenn man sein Leben, das Gott geschenkt hat, einfach fortwirft.«
»Uns geht es um ihn, Brian.«
»Lorenzo?«
»Deshalb sind wir hier. Ich habe einen Freund mitgebracht. Er stammt aus einem fernen Land, er weiß viel, aber nicht genug – leider.«
Brian Mason richtete seinen Blick auf Suko. »Du bist gekommen, um Lorenzos Geheimnis zu erfahren?«
»Ich kann es nicht leugnen.«
»Dann möchte ich wissen, wie du zu den echten Templern stehst. Keine Lügen, ich würde es bemerken.«
»Es sind meine Freunde«, erwiderte Suko schlicht.
Brian Mason schaute Suko lange und intensiv in die Augen. Nicht einfach bei diesem Licht, und Suko hielt dem Blick dieses

außergewöhnlichen Mannes stand.

Wie ein Druck lag das Schweigen über den Menschen. Wenn der alte Küster ihm vertraute, hatte Suko gewonnen. Nur selten war er dermaßen intensiv und prüfend angeschaut worden wie in dieser Minute, die sehr lang werden konnte.

Plötzlich nickte der Mann. »Ja«, sagte er. »Ja, das ist es gewesen. Du hast mich nicht enttäuscht. Ich sehe es in deinen Augen, ich lese es in deiner Seele, mein Freund. Du bist tatsächlich jemand, der den Templern wohlgesonnen gegenübersteht.«

»Wie ich dir schon sagte, es sind meine Freunde.«

»Alle?«

»Nein, Brian. Nicht die, die dem Dämon Baphomet dienten. Sie betrachte ich als Feinde.«

Der Behinderte lächelte. »Ich bin ein Krüppel«, urteilte er über sich selbst. »Ja, ich bin ein Krüppel. Man hat mir zwar meinen Körper, aber nicht meinen Geist nehmen können. Der Körper ist tot, das Gehirn aber lebt weiter. Ich habe Zeit gehabt, nachzudenken, viel Zeit…«

Femina mischte sich ein. »Lorenzo war des öfteren bei dir, Brian. Er hat es mir gesagt, auch ich kam zu euch…«

»Lorenzo ist tot, Femina!«

»Aber«, sagte Suko, »er hat ein Vermächtnis hinterlassen. Bestimmte Aufzeichnungen, die unbedingt der Lord haben will. Aber er darf sie nicht bekommen. Sie würden ihm den Weg zu irgend etwas zeigen – nun…«, Suko hob die Schultern. »Ich weiß nicht, wohin. Ich weiß nur, daß es sehr wichtig für diese Leute ist.«

»Forschungen«, flüsterte der Behinderte.

»Mit einem Ergebnis«, erklärte Suko. »So jedenfalls sehe ich es. Davon muß ich ausgehen.«

Brian Mason spitzte die Lippen und spie zielsicher einen Strom Tabaksaft in eine auf dem Boden stehende Schale. »Warum«, nuschelte er, »warum fragt ihr alle immer nur mich?«

»Weil du mit Lorenzo oft genug zusammen gewesen bist«, erklärte Femina. »Nur du kannst es wissen.«

Mit der flachen Hand schlug er auf die rohe Tischplatte. »Aber ich besitze nicht sein Wissen. Mein Geist ist zu einfach. Ich hätte diese Dinge nie begriffen.«

»Das glauben wir dir«, sagte Suko. »Aber Lorenzo hatte Vertrauen zu dir. Er wird mit dir über seine Arbeiten gesprochen haben. Wir rechnen damit, daß er dir Hinweise geben konnte, wo diese Unterlagen eventuell zu finden sind.«

»Sag nichts!« mischte sich Thelma ein. »Tu mir den Gefallen und halte den Mund.«

»Weiß ich denn etwas?«

Thelma kreischte, als sie lachte. »Was weiß ich denn, was ihr ausgeheckt habt, wenn ihr zusammen gesessen habt. Wie die Verschwörer kamt ihr mir vor. Die Leute haben sogar über euch geredet, getuschelt haben sie hinter eurem Rücken.«

Brian Mason winkte ab. »Was, Thelma, gehen mich denn die Leute an? Gar nichts, überhaupt nichts. Es sind Irre darunter. Viele Feiglinge und Hintergeher. Schau sie dir an, wenn du durch Wrexham gehst. Schau sie dir nur genau an. Sie ducken sich, sie haben…«

»Aber sie leben!« schrie Thelma. »Sie leben sogar besser als du – und nicht als Krüppel.«

Mason nahm es seiner Frau nicht übel, daß sie ihn *so* tituliert hatte.

Sie tat es bestimmt nicht zum erstenmal. »Ich weiß, daß ich nichts wert bin, aber ich habe meinen Stolz behalten.«

»Und die Armut, die hinzukam. Würden unsere Söhne uns nicht hin und wieder etwas schicken, wären wir längst verhungert.«

Brian nickte Suko zu. »Auch wenn es sich schlimm anhört, aber sie hat recht. Wir sind schlimm in die Armut hineingeraten. Uns gibt niemand etwas.«

»Meidet man dich, weil Lorenzo des öfteren mit dir zusammen gewesen ist?«

»So kann es sein.«

»Und weiter?«

Er nickte. »Gut, Fremder. Ich weiß nicht, wer du bist, ich weiß nicht, aus welch einem Land du kommst, aber ich fühle, daß ich dir Vertrauen entgegenbringen kann. Das allein ist wichtig, das zählt. Deshalb will ich dir etwas verraten. Ich kenne die Aufzeichnungen nicht, denn ich bin kein Studierter, aber ich weiß, wo sie sein könnten. Es gibt im Wald die Grabstätte eines Märtyrers, der nie heiliggesprochen wurde, es war alles noch vor der Reformation, aber er hat sein Leben und das vieler Kinder gegen marodierende Horden verteidigt. Diese Grabstätte wird verehrt, oft brennen Lichter dort. Menschen sagen, daß sich an der Stelle die Geister der guten Verstorbenen treffen. Wenn du die Aufzeichnungen finden willst, solltest du dort genau suchen.«

»Danke.«

Suko wollte dem Mann die Hand reichen, als er Thelmas gepreßtes Stöhnen hörte.

Er drehte sich um.

Sie stand an der Tür, geduckt, ein Ohr gegen das Holz gepreßt, und sie redete mit kaum hörbarer Stimme. »Sie… sie sind schon da, glaube ich. Draußen müssen sie sein, schon am Haus. Ich … ich habe sie gehört.« Sie richtete sich auf. »Das habt ihr nun davon!« keifte sie. »Das habt ihr nun …«

Plötzlich röchelte sie. Gleichzeitig hörten sie den Knall, als die Tür

nach innen flog. Mit ihr war die verdammte Lanze in den Raum geschleudert worden.

Die Spitze steckte im Rücken der Frau, und die Wucht des Treffers trieb sie nach vorn. Sie torkelte drei Schritte, dann brach sie zusammen und schlug mit der Stirn auf den Lehmboden.

Suko wußte, daß es jetzt auf ihn ankam, wenn er ein weiteres Blutbad vermeiden wollte.

Mit einem Griff hatte er Femina gepackt, sie hinter sich gezerrt und riß in dem Augenblick die Beretta hervor, als der Mörder geduckt das Haus der Masons betrat.

Es war einer der Kuttenträger. Selbst unter dem Stoff wirkte er quallig, eine widerliche Person, die von Suko scharf angesprochen wurde. »Bleib stehen!«

Der Mönch stoppte tatsächlich, dabei spie er aus. Einen langen, braunen Strahl. Er schüttelte den Kopf und drehte sich um. Sichtbar trug er keine Waffe.

Suko ließ ihn in die Mündung der Beretta schauen. Damit konnte der Mann nichts anfangen, eine derartige Waffe hatte er noch nicht zu Gesicht bekommen.

Aus seiner runden Mundöffnung drang ein Röcheln, und plötzlich sprang er vor.

Er wäre in die Kugel hineingelaufen, aber Suko drückte nicht ab.

Er schlug statt dessen mit der Waffe zu.

Der Stoff dämpfte den Treffer kaum. Der Templer kippte nach vorn, streckte die kurzen Arme aus und schaffte es tatsächlich, sich an dem Chinesen festzuklammern.

Dabei brummte er wütend, und Suko nahm diesmal die Handkante, bevor ihn der andere umriß.

Der Kuttenträger sackte zusammen.

Das alles war schnell gegangen, dennoch hatten es die anderen geschafft, in die Hütte zu stürmen.

Suko hörte hinter sich das Schreien der Femina. Es klang nicht ängstlich, mehr wütend, und das Mädchen zeigte in den folgenden Sekunden, was in ihm steckte.

Auf der Seite wirbelte es herum. Da Femina keine Waffe besaß, suchte sie eine. Blitzschnell schnappte sie die zur Seite gestellte Krücke des Mannes, schwang sie zunächst hoch und hieb dann zu.

Der erste Kerl bekam den Treffer gegen den Kopf und ging zu Boden. Femina war nicht zu halten. Die Krücke war schwer und stabil.

Damit räumte sie auf, schrie wie eine Berserkerin und nahm auf nichts und niemand Rücksicht.

Selbst Suko mußte achtgeben, um nicht von der wirbelnden Krücke erwischt zu werden.

Femina schaffte es tatsächlich, sich den Weg zur Tür freizudreschen

und sie erreichte ihr Ziel.
Aber da stand er!
Der Lord hatte sich eine Schrittlänge hinter dem Hauseingang aufgehalten. Er tat nichts weiter, als seinen Säbel zu halten, dessen Spitze auf die Tür zielte.
Femina schrie auf. Sie drehte sich noch zur Seite, die Klinge schnitt einen Riß in ihre Kleidung, mehr geschah nicht. Keine Wunde blieb zurück, aber Femina ging nicht mehr weiter. Das Gesicht des Lord of Wrexham sagte ihr genug.
Der zweite Treffer würde sie durchbohren.
Suko fightete gegen zwei mit Knüppeln bewaffnete Männer. Einmal hatten sie ihn schon erwischt, bevor Suko sie mit den Köpfen zusammenschlug und sich freie Bahn verschaffte.
Brian Mason hockte am Tisch. Bleich im Gesicht, brabbelte er irgend etwas vor sich hin, aber sie hatten keine Chance, denn die andere Seite war einfach stärker.
Plötzlich erschien Femina wieder. Sehr dicht ging der Lord hinter dem Mädchen her. »Es reicht!« peitschte seine Stimme. »Oder willst du, daß sie stirbt?«
Suko wußte sofort, wer gemeint war. Trotzdem drehte er sich um und sah die beiden.
Der Lord hatte Femina als Geisel genommen. In seiner Kleidung wirkte er zwischen den Kuttenträgern etwas deplaziert, aber er war nicht mehr der feine Herr, als der er sich ausgab. Sein Gesicht zeigte einen brutalen Ausdruck, in den Augen leuchtete der Wille, diesen Vorsatz des Tötens auch in die Tat umzusetzen.
Femina hing in seinem Griff. Die Säbelklinge befand sich nicht weit von ihrer Kehle entfernt. Eine kurze Bewegung reichte aus, um sie zu töten.
Suko hatte zwischen den Templern aufgeräumt. Fast alle lagen sie am Boden, waren irgendwie angeschlagen, mehr aber auch nicht, denn sie erhoben sich allmählich.
Eine Tote hatte es gegeben. Die Lanze steckte noch immer in ihrem Rücken.
Suko hörte den Behinderten weinen. Ein bitteres Schluchzen war es, das er von sich gab.
»Warum?« fragte er den Lord. »Warum hat der Mann diese Frau getötet? Sag es!«
»Sie stand im Wege!«
»Ach ja?«
»So ist es, Fremder. Wir alle werden anders denken müssen, wenn es an Lorenzos Aufzeichnungen herangeht. Sie sind verschwunden, wir wollen sie haben…«
»Ich habe sie auch nicht!«

»Aber du weißt, wo du sie finden kannst.«

»Ich?« Suko lachte. »Ich bin ein Fremder. Wie sollte es mir gelingen, an die Schätze oder was immer Lorenzo zurückgelassen hat, heranzukommen. Tut mir leid. Ich kenne nur den Spiegel.«

»Wo ist er?«

»Ich habe ihn nicht.«

Der Lord nickte. »Ich weiß, dein Freund besitzt ihn. Er ist auch nicht weit entfernt. Wir haben ihn unterwegs getroffen, stell dir das vor. Aber er ist allein, ohne Helfer.«

»Wieso? Er brachte mich mit.«

Der Lord of Wrexham starrte Suko scharf und böse an. »Ich weiß nicht, woher ihr genau kommt, aber ich bin mir sicher, daß ihr in dieser Nacht den Tod finden werdet. Sie ist entscheidend. Das Böse ist da, Schlitzauge, das Böse.«

»Manifestiert in dir!«

Er verzog das Gesicht. »Du wirst es bereuen, und diese kleine Verräterin wird es bereuen. Ich will nicht länger hier stehenbleiben, sondern rausgehen. Wir werden diese Nacht in meinem Sinne feiern, und Baphomet wird sich über das Blut derjenigen freuen, das den Boden tränkt. So und nicht anders wird es geschehen.«

»Was willst du damit erreichen?« rief Suko.

»Lorenzo wußte Bescheid. Er hat lange genug geforscht, und ich bin mir sicher, daß er Bescheid weiß. Jetzt raus!«

Er zerrte Femina zurück, ohne die Lage des Säbels zu verändern.

Suko wußte, daß ihm keine andere Wahl blieb. Im Magen spürte er einen harten Druck und warf noch einen Blick zurück.

Dort saß der Behinderte und weinte. Bisher hatte sich seine Frau Thelma um ihn gekümmert, jetzt mußte er allein zurechtkommen.

Allein für diesen Mord hätte Suko am liebsten durchgedreht, doch er riß sich zusammen. Wenn er hier den Irren spielte, erreichte er nichts. Er war bewaffnet, und er würde die Beretta einsetzen, wenn er es für sinnvoll hielt.

»Ich warte nicht mehr länger!« schrie der Lord.

Suko bekam einen Stoß in den Rücken. Weil er damit nicht gerechnet hatte, taumelte er vor.

Hinter ihm schrie Brian Mason: »Der Allmächtige sei mit dir. Bitte, versuche es! Der Allmächtige möge dir beistehen. Die Hölle soll nicht gewinnen. Sie soll nicht…« Die restlichen Worte erstickten in einem langen Schluchzen.

Suko zog den Kopf ein, als er über die Schwelle schritt. Er merkte sofort, daß sich in dem kleinen Ort etwas verändert hatte. Er sah die Menschen nicht, nur wußte er genau, daß sie ihre windschiefen Häuser verlassen hatten.

Über den Dächern tanzte ein rötlicher Widerschein, vermischt mit

gelblichen Flammenarmen. Das Licht zahlreicher Fackeln war es, das die Nacht so schaurig erhellte.

Stimmen vernahm er nicht, doch die Anwesenheit der Menschen war genau zu spüren.

Suko hatte dafür ein Gefühl, er tastete sich praktisch in den kleinen Ort hinein und sah links von sich das bleiche Gesicht der Femina, deren Hals leider schon mit der verdammten Säbelklinge Kontakt gehabt hatte, da über die Haut ein dunkler Streifen lief.

Suko starrte den Lord an.

Der zog seine schmalen Lippen in die Breite. »Geh schon vor. Geh durch die Gasse auf die Straße. Dort werden wir dich erwarten. Sie alle warten auf dich, um meinen Triumph erleben zu können.«

Suko gab keine Antwort. Er sah noch den flehenden Blick der Gefangenen, versuchte ein Lächeln, dann setzte er sich in Bewegung und ging dorthin, wo er auch hergekommen war.

Wie ein Schatten bewegte er sich durch die enge Gasse. Die Dunkelheit überfiel ihn hier. Kein Feuerschein huschte in diese Lücke.

Hinter ihm knirschten die Schritte der Templer. Sie waren anders als die sonstigen Baphomet-Diener, die Suko kannte. Diese hier kamen ihm vor wie Marionetten, die man in nichts eingeweiht hatte.

Suko fragte sich auch, was die Aufzeichnungen des weisen Lorenzo beinhalteten. Worum ging es denn genau?

Er hatte lange nachgedacht und war zu keinem Entschluß gekommen. Ein Hauch aus Feuer streifte sein Gesicht, als er die Lücke verließ und auf die Straße trat.

Dort hatte sich einiges verändert.

Möglicherweise waren es alle Bewohner, die ihre Häuser verlassen hatten. Suko konnte es nicht so genau sagen. Sie standen da und hielten die langen Stäbe der Fackeln fest, die an ihren oberen Enden mit Pech beschmiert worden waren.

Die Masse brannte nicht nur, sie sonderte ebenfalls einen schwarzen, stinkenden Qualm ab, der wie Nebel kopfhoch über den Boden zog und auf den Schleimhäuten brannte.

Es war schwer, die Gesichter der Menschen auszumachen, die eine Gasse gebildet hatten. Wenn Suko hinschaute, sah er meist in den Schein, und der blendete ihn.

Frauen und Männer hatten die Häuser verlassen. Sie alle mußten unter dem Einfluß des Lords stehen. Sie gehorchten ihm, waren höchstwahrscheinlich seine Leibeigenen.

»Halt!«

Der Befehl des Lords erreichte ihn, und Suko ging keinen Schritt weiter. Auf dieses Wort hatten auch die anderen Helfer gewartet.

Sie setzten sich von zwei Seiten her in Bewegung und trafen sich in der Mitte, so daß sie vor dem Inspektor eine Mauer aus Leibern

bildeten. Dort blieben sie auch stehen wie Statuen, die Arme halb erhoben, die Fackeln in kräftigen Fäusten.

Suko kam nicht mehr weiter. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu drehen.

Den Querstehenden drehte er seinen Rücken zu und bekam mit, daß auch die Kuttenträger die enge Gasse verließen. Als letzte traten der Lord und seine Geisel in den Lichtschein.

Das zuckende Feuer erreichte auch die Klinge und malte ein Muster aus Licht und Schatten auf das edle Metall. Es erreichte auch die Gesichter der beiden und ließ sie aussehen, wie mit einem schaurigen Muster übermalt.

Das Mädchen stand unbeweglich. Die Kuttenträger verteilten sich hinter den beiden. Rechts und links standen noch immer die Bewohner von Wrexham und hielten ihre Fackeln.

Der Lord wäre ein guter Regisseur geworden, das mußte Suko zugeben. Was er hier erlebte, glich schon eher einer Inszenierung des Schreckens. Wie hatte Wrexham noch gesagt? Das Böse ist da. Suko konnte ihm nur zustimmen.

Auch wenn er in diesen Augenblicken nicht angegriffen wurde, so stellte er dennoch fest, daß die Baphomet-Diener eine Eiseskälte ausstrahlten. Ihn erschreckte die Gnadenlosigkeit dieser Menschen zutiefst, und auch die Bewohner standen auf seiner Seite.

Suko wollte endlich Klarheit haben und rief seinen Gegner an.

»Was willst du?«

»Lorenzos Erbe!«

»Das habe ich nicht. Frag Femina.«

»Ja, ja!« stieß sie hervor. »Er hat recht, wir haben es nicht. Auch wenn du mich folterst, wirst du nicht…«

»Das geschieht sowieso, glaub mir. Ein Schicksal, wie es Lorenzo erlebt hat, soll dir nicht erspart bleiben, doch ich glaube diesem Schlitzauge nicht. Ich bin sicher, daß er mehr über die Hinterlassenschaft weiß, als er zugibt. Ist es nicht so?«

»Nein«, erwiderte Suko laut. »Ich weiß nicht einmal, worum es geht, zum Henker! Aber ich dachte immer, daß ihr einem Dämon wie Baphomet zu Willen seid. Hat er euch nicht die Macht gegeben, an die Unterlagen heranzukommen? Seid ihr zu schwach? Oder spielt Asmodis noch einen Streich, denn der Spiegel gehörte ihm. Durch ihn sind wir in diese Welt gelangt. Vielleicht wollte Asmodis nicht, daß ihr die Unterlagen bekommt und hat mich und meinen Freund geschickt.«

»Der Spiegel ist ein Relikt!« schrie Wrexham. »Er gehörte zu dem alten Haus, das auf einem Platz stand, wo sich vor langer Zeit einmal die Hexen getroffen haben, um mit den Dämonen zu buhlen. Das hat Lorenzo gewußt. Er nahm den Spiegel auch an sich.«

»Paktierte er denn mit dem Teufel?«

Da lachte der Lord. »Keiner von uns weiß es genau. Wir nehmen an, daß ihm Asmodis einige Hinweise gegeben hat.«

»Das stimmt nicht!« rief Femina. »Das kann es nicht geben. Er war ein frommer Mensch.«

»Das waren wir auch. Aber wir müssen den Plan haben, und wir werden ihn bekommen. Baphomet hat uns eine Rechnung gestellt. Wenn wir ihn nicht in die Hände bekommen, werden wir keine Ruhe mehr finden.«

»Das habt ihr schon!« rief Suko dagegen. »In meiner Zeit seid ihr uns als Totengeister erschienen, die keine Ruhe fanden. Ihr habt ihn nicht bekommen, und ihr könnt das Schicksal nicht einfach herumdrehen, das müßte euch klar sein.«

»Ich weiß es.«

»Was soll das noch alles?«

»Diese Nacht ist wichtig, aber die große Auseinandersetzung wird woanders stattfinden. Wir wollen wissen, was er hinterlassen hat. Baphomet will es wissen.«

»Weiß es Asmodis?«

»Ja.«

»Dann soll er ihn fragen.«

»Nein, der Drei-Fürsten-Kampf ist noch längst nicht beendet. Es geht auch um eine Vormachtstellung. Wenn Baphomet Bescheid weiß, was Lorenzo hinterlassen hat, kann er Asmodis wieder einmal die Stirn bieten. Und du wirst dafür sorgen, Schlitzauge.«

Suko wußte ja, wo er die Aufzeichnungen finden konnte. Nur hütete er sich davor, dieses Geheimnis preiszugeben.

»Du sagst nichts?«

»Nein.«

»Dann wird sie sterben!«

Der Lord hatte den Satz mit eiskalter Stimme gesprochen. Suko war davon überzeugt, daß er seine Drohung in die Tat umsetzen würde. Ohne daß die Fackelträger einen entsprechenden Befehl bekommen hätten, bewegten sie sich und rückten näher zusammen.

Sie wollten es hinter sich bringen, und Suko spürte bereits den heißen Atem des Feuers, der über seine Gesichtshaut streifte.

»Ich gebe dir genau fünf Sekunden!« rief der Lord. »Wenn du dann nichts sagst, wirst du verbrannt!«

»Wirklich?« Suko ging einen Schritt vor. Er wollte unbedingt die Distanz verkürzen.

Plötzlich spielte Femina nicht mehr mit. Sie stand unter einem ungeheuren Druck, der sich einfach entladen mußte. »Bitte, Suko!« schrie sie. »Laß es sein. Stemme dich nicht mehr gegen den Lord. Sag ihm endlich, wo die Aufzeichnungen…«

»Was?« brüllte Wrexham dazwischen. »Ihr wißt darüber Bescheid?

Kennt ihr tatsächlich…?«
»Ja!« schrie Femina. »Ja, wir wissen es!«
»Wo?«
»Ich gebe die Antwort!« schrie Suko zurück. Jeder konnte ihn hören, jeder sollte ihn hören.
Nur der Lord lachte. »Endlich siehst du es ein, daß man sich nicht gegen uns stellen kann. Also? Her damit!«
»Darf ich unter meine Jacke fassen?«
»Warum?«
»Weil ich dort die Zeichnungen habe, die sehr wichtig sind. Du wirst dort den Weg aufgemalt sehen, der dich…«
»Mach schon!«
Auf einen derartigen Befehl hatte Suko nur gewartet. Er griff unter seine Jacke, aber nicht, um dort Aufzeichnungen herauszuziehen, da steckte etwas ganz anderes.
Ein Trumpf, eine Geheimwaffe – der Stab des großen Religionsstifters Buddha.
Suko griff zu, holte den Stab hervor und rief nur ein Wort, das die Lage schlagartig zu seinen Gunsten veränderte.
»Topar!«

***

Keiner rührte sich. Alle Personen, die in Rufweite gestanden hatten, wirkten wie erstarrt.
Für fünf Sekunden war die Zeit angehalten worden, und nur Suko schaffte es, sich zu bewegen.
Torpedogleich startete er und überwand die Distanz zu Femina und dem Lord mit gewaltigen Sätzen. Fünf Sekunden waren nicht viel, wenn es darum ging, ein Menschenleben zu retten.
Schaffte er es?
Noch im Schwung riß Suko die junge Frau zur Seite, die ihm wie eine Puppe in den Arm fiel. Leider blieb ihm nicht die Zeit, den Lord zu entwaffnen, plötzlich war die Zeit um.
Aber er hatte Femina!
Im Bruchteil einer Sekunde sah er ihr Gesicht. Sie wußte überhaupt nicht, wie ihr geschehen war. Sich plötzlich unter dem Schutz des Inspektors zu befinden, das war für sie ein Rätsel.
Der Lord heulte vor Wut auf, während die anderen kaum erfaßt hatten, was geschehen war. Sie mußten an Zauberei glauben, standen aber noch still, und nur Wrexham heulte wütend auf.
Da war Suko schon zur Seite getaucht. Der Lord fuhr herum. Die blanken Seiten der Säbelklingen warfen Reflexe. Er hatte auch zugestoßen, aber nur die Luft getroffen.
»Weg!« Mehr sagte Suko nicht. Jetzt mußten sie handeln, bevor die

große Jagd begann.

Er zerrte Femina hinter sich her, die nicht wußte, wie ihr geschah.

Sie bewegte automatisch ihre Beine, stolperte einige Male, wurde wieder in die Höhe gezerrt und mitgerissen. Für beide gab es kein Halten mehr. Als die ersten Schreie aufgellten, befanden sie sich bereits in der schmalen Lücke zwischen den beiden Häusern.

»Wohin denn? Wohin?«

»Zum Grab des Märtyrers!« antwortete Suko und zerrte Femina weiter. »Das ist unsere Chance.«

»Sie werden merken…«

»Sollen sie.«

Suko blieb stehen. Er sprach hastig auf Femina ein und ließ ihr nicht einmal die Chance zu einer Antwort, denn soviel Zeit war nicht vorhanden. »Du zeigst mir den Weg, du kennst dich aus. Keine Bogen schlagen, sofort hin.«

»Ja, ja, ist gut.«

»Dann komm!«

Femina jagte in die Dunkelheit. Suko blieb ihr dicht auf den Fersen. Durch den Ort brauchten sie nicht mehr zu laufen, dennoch gab es genügend Hindernisse, die sich ihnen in den Weg stellten.

Sie mußten über Zäune springen, über Gräben, landeten mal auf weichem, sumpfigen Gelände, platschten durch große Pfützen, arbeiteten sich einen böschungsähnlichen Hang hoch und waren nur froh, daß die Finsternis der Nacht sie schützte.

An einem Waldsaum blieben sie stehen. Keuchend fiel Femina auf die Knie und atmete heftig durch. Suko gab ihr die Zeit zum Ausruhen, die mußte sie einfach haben, während er in die Richtung schaute, aus der sie gekommen waren.

Ja, er sah den Schein. Damit hatten ihre Gegner ein Eigentor geschossen. So konnte er erkennen, wo sie sich herbewegten. Wie es aussah, hatten sie eine lange Kette gebildet und gingen dorthin, wo die beiden sich nicht aufhielten.

Femina stand wieder auf. Suko stützte sie, ei spürte ihr Zittern und sah ihre großen Augen.

»Schau hin! Ist es die Richtung?«

Nach einigen Sekunden flüsterte sie: »Nein, nein! Das ist genau die falsche. Wir müssen in den Wald hier.«

»Gut. Gibt es Wege?«

»Kaum.«

»Dann…«

Beide hörten sie den furchtbaren Schrei, der Suko verstummen ließ. Vielleicht trug der Wind ihn auch doppelt so laut herüber, aber sie hatten festgestellt, woher er geschallt war.

Aus dem Haus der Masons!

Femina fing an zu weinen. Unter Schluchzen und Tränen sagte sie mit heiserer Stimme: »Jetzt hat er es geschafft. Ja, jetzt hat er ihn getötet, dieser… dieser …«

»Du meinst Brian?«

»Sicher.«

»Dann kann der Lord auch von ihm erfahren haben, wo wir das Vermächtnis finden können.«

Sie nickte.

Für Suko stand fest, daß sie sich noch mehr beeilen mußten. Der Lord kannte sich hier aus, er besaß Helfer. Suko und Femina standen allein. »Du weißt, worauf es ankommt?«

»Ja.«

»Schaffst du es?«

»Muß ich das nicht?«

»Leider ja.«

»Dann schnell.« Femina schien einen Energiestoß bekommen zu haben. Sie stellte sich fast auf die Zehenspitzen, ihr Blick war plötzlich flammend geworden, und Sekunden später brachen die beiden so unterschiedlichen Menschen durch das Unterholz.

Sukos Gedanken kreisten nicht allein um ihr Ziel, er dachte auch an seinen Freund John Sinclair, der in dieser Welt untergetaucht sein mußte. Er konnte nur hoffen, daß der Geisterjäger ebenfalls den Weg gefunden hatte und sie irgendwann zusammentrafen…

***

Ich hatte den Weg gefunden, und ich wußte auch genau, wo mein wichtigstes Ziel lag.

Woher ich dies kannte?

Es war einfach, obwohl es sich kompliziert anhört. Durch den Spiegel, der einmal zu Asmodis gehört hatte. Er hatte mir den Weg gewiesen, in ihm steckte die Kraft des Höllenfürsten, wie sich Asmodis selbst bezeichnete, und er, der Teufel, wollte wahrscheinlich, daß *ich* gewann, nicht Baphomet.

Ja, so etwas gab es, denn die drei Höllenfürsten standen untereinander in einem erbitterten Kampf um die Herrschaft über die Menschen. Keiner gönnte dem anderen einen Fußbreit Boden, und davon konnten Menschen wie Suko und ich profitieren.

Ich war der Gruppe auf den Fersen geblieben und hatte auch das kleine Dorf erreicht. Dort war es mir tatsächlich gelungen, ziemlich nahe an die Gruppe heranzuschleichen. Ich hatte erleben müssen, wie Suko und Femina zu Gefangenen gemacht wurden.

Ich hätte gern eingegriffen, doch der Spiegel verhinderte es. Er zeigte mir seine gesamte Kraft, als hätte ihn irgendein Ereignis aktiviert. Auf seiner Fläche erschien ein Bild.

Trotz der Dunkelheit gut zu erkennen, da es leicht fluoreszierte.

Ich sah drei Dinge: eine Grabstätte, einen Wald und einen Weg, der durch den Wald und zur Grabstätte hinführte.

Diese drei Dinge mußte ich finden, und ich würde sie auch finden, das stand fest.

Ich bekam noch mit, wie es Suko gelang, sich und das Mädchen zu befreien, dann war ich weg.

In dieser Gegend hätte ich mich zehnmal verlaufen können, aber ich besaß den Spiegel, der gleichzeitig wie ein geheimnisvoller Wegweiser fungierte.

Ich wußte genau, wohin ich mich zu wenden hatte. Der Spiegel brachte mich auf die richtige Spur. Jeder Schritt, den ich machte, war genau richtig. Ich übersprang einen kleinen Bach und sah vor meinem geistigen Auge den weiteren Weg vorgezeichnet.

Eigentlich war es zum Lachen.

Asmodis half mir, die Grabstätte zu finden, damit ich dort den Fall beenden konnte.

Was hatte Lorenzo hinterlassen?

Diese Frage beschäftigte mich natürlich, als ich mit langen Schritten durch die Dunkelheit hetzte. Was konnte ein Weiser wie er hinterlassen haben?

Die Templer-Geheimnisse?

Möglich, jedenfalls mußte es mit diesem Orden zusammenhängen.

Er war sehr komplex, hatte sich in zwei Hälften aufgesplittert, und noch längst nicht wußte ich alles über ihn. Immer wieder erlebten Suko und ich Überraschungen, viele Geheimnisse rankten sich um die Gruppe, und ein großes wußte Lorenzo.

Vor mir wuchs ein dichter Wald hoch. Man hätte Furcht haben können, so schaurig sah er aus. Der Boden war glatt, das Gras tat auch nichts dazu bei, um meine Schritte zu stoppen, ich rutschte öfter, als mir lieb war, aus, aber ich fing mich, drückte mich durch das dichte Unterholz und wußte sehr genau, daß ich nicht mehr weit von meinem endgültigen Ziel entfernt war.

Ein Grab im Wald!

Eigentlich ein gutes Versteck für irgendwelche geheimnisvollen Dinge. Nur mußte man es erst einmal wissen.

Ich huschte weiter, schaufelte kniehohes Buschwerk zur Seite, zertrat andere sperrige Pflanzen, duckte mich unter starken Ästen und Zweigen hinweg, trat in feuchtes Laub und wußte immer, daß ich mich auf dem richtigen Weg befand.

Hohe Laubbäume standen dicht nebeneinander und breiteten ihr Astwerk so weit aus, daß sich die einzelnen Zweige ineinander verkeilt hatten. Eigentlich ohne ersichtlichen Grund blieb ich stehen, aber ich hatte praktisch den nur für mich hörbaren Befehl bekommen,

es langsamer angehen zu lassen. Den Spiegel hielt ich in der linken Hand, warf ihm einen Blick zu und sah das Grab.

Trotz der Finsternis konnte ich die Umgebung einigermaßen vergleichen. Wenn mich nicht alles täuschte, stand ich sogar ziemlich nahe an meinem Ziel, nur wenige Schritte davon entfernt.

Ich wandte mich nach rechts. An gewaltigen Baumstämmen bewegte ich mich vorbei, bis ich eine kleine Lichtung erreichte, die zur anderen Seite hin ziemlich offen war.

Hier stand das Grab!

Tief atmete ich durch, als sich meine Blicke auf den mächtigen Stein richteten.

Es war ein Quader in der unteren Hälfte. Nach oben hin allerdings verjüngte er sich, so daß er dort eine pyramidenartige Form bekam.

Langsam ging ich näher. Es gab nur mich und die Geräusche, die ich beim Gehen produzierte. Das leise Schleifen über feuchtes Laub, das Knistern, das Atmen…

Neben dem Stein blieb ich stehen. Vom Grab selbst war kaum etwas zu erkennen. Es hatte sich dem Erdboden angeglichen. Ein völlig normaler Vorgang, da es nicht gepflegt wurde.

Wo fand ich das Erbe des Lorenzo? Und vor allen Dingen, wie sah es aus? Wieder hoffte ich, daß mir der Spiegel darauf eine Antwort geben würde. Leider hielt er sich zurück, und so machte ich mich auf die Suche nach dem Erbe.

Ich umrundete den Stein, behielt ihn im Auge und gleichzeitig auch den Spiegel. Zwar gab die Fläche die Umgebung wider, aber sie zeigte mir nicht das eigentliche Versteck.

Mit den Händen strich ich über das feuchte Gestein. Es fühlte sich glatt an. Ich ertastete keinen Hebel, keinen Kontakt, der dieses Grabmal in Bewegung gesetzt hätte.

Mit dem rechten Fuß schabte ich dort das Laub zur Seite, wo das Grab des Mannes liegen mußte.

Nichts war zu sehen.

Mit der kleinen Lampe leuchtete ich den Stein an. Der Strahl wurde reflektiert, und an manchen Stellen wirkte die dunkle Masse wie ein geheimnisvoller Spiegel.

Weshalb lief er spitz zu? Hatte das eine besondere Bedeutung? Ich schaute mir das Ende genau an, fühlte nach, drückte zu und glaubte, einen Widerstand zu spüren.

Verdammt, da war etwas! Das Gefühl der Spannung ließ mich für einen Moment verharren. Ich probierte weiter, und das kleine Wunder geschah.

Durch eine Drehbewegung konnte ich die Spitze nach rechts kippen. Sie fiel, allerdings landete sie nicht auf dem Boden, weil sie an der Seite gehalten wurde.

Jetzt schaute ich in den Stein hinein. Seine Außenwände waren zwar dick, aber innen war er hohl.

Ich streckte meinen Arm hinein. Die Finger rutschten auch innen über eine glatte Fläche. Dann mußte ich mich zur Seite beugen und den Arm noch mehr strecken, um fast den Boden zu erreichen.

Ich bekam etwas zwischen die Hand. Noch einmal tastete ich suchend weiter, bis ich einen kühlen Metallgriff umklammern konnte.

Ich zog den daran hängenden Gegenstand hoch und hielt wenig später eine kleine Metallkiste vor meine Augen.

Das war es!

Ein triumphierendes Lächeln zuckte über meine Lippen. Den Spiegel hatte ich eingesteckt, holte ihn wieder hervor und sah, daß er nun kein Bild mehr zeigte. Das Oval lag völlig neutral in dem Rahmen. Dann besah ich mir die Kiste.

Sie bestand aus Metall, besaß ein Schloß, das ich auf die Schnelle nicht öffnen konnte. Damit würde ich mich später beschäftigen.

Wichtig war, daß ich das Erbe des geheimnisvollen Lorenzo gefunden hatte.

Schritte warnten mich!

Blitzschnell verschwand ich in Deckung. Die Kiste hielt ich fest, zog sicherheitshalber die Beretta und wartete.

Sekunden später tauchten zwei Gestalten auf. Sie kamen von der anderen Seite des Grabes und hielten sich an den Händen. Die Frau machte einen ziemlich erschöpften Eindruck, der Mann weniger.

Ich wußte, wer gekommen war, wollte aus der Deckung und hörte den lauten Ruf der Frau.

»Er war vor uns da!« rief Femina, riß sich los und stürmte auf den Grabstein zu. »Er ist offen, Suko, offen!« Sie drehte sich zu dem Inspektor um und machte einen verzweifelten Eindruck.

Suko kam schnell näher. »Tatsächlich! Verflixt, damit hatte ich nicht gerechnet.«

»Ja, es ist offen!«

Mit diesen Worten verließ ich meine Deckung. Selten habe ich meinen Freund Suko dermaßen überrascht gesehen. Er und Femina starrten mich an wie einen Geist. Die Frau schlug hastig ein Kreuzzeichen, während ich leise lachte. »Keine Sorge, ich bin echt.«

»John, verdammt, du hast es gepackt?«

Ich hob die Kiste an. »Hier.«

Suko schloß für einen Moment die Augen. »Der Lord wird sich irgendwo hinbeißen. Was ist darin?«

»Sorry, den Inhalt kenne ich nicht. Sie ist verschlossen. Lorenzo wußte genau, was er getan hatte.«

»Dann können wir ja verschwinden.«

»Wäre am besten.« Ich ging auf Femina zu, schaute sie an und

streichelte ihre Wange. »Na, zufrieden?«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. »Nein, nicht ganz. Ich bin nicht wirklich zufrieden. Dieser Lord of Wrexham darf nicht unterschätzt werden. Er ist furchtbar, er kennt kein Pardon, er…«

»Aber wir haben Lorenzos Erbe, und der Lord of Wrexham geht uns nichts mehr an.«

»Und mich?«

Eine gute Frage. Wir konnten Femina schlecht mit in unsere Zeit nehmen, das war nicht möglich. Wir mußten sie in ihrer Zeit lassen.

Sie sah mir an, welche Gedanken mich beschäftigten. »Ja, John, ich weiß, daß es nicht geht. Ich darf trotzdem irgendwie froh sein, denn ich habe Zeiten erlebt, die man Zukunft nennt, nicht wahr?«

»Sehr richtig.«

»Lorenzo redete einmal davon«, sagte sie mit leiser, aber auch bitter klingender Stimme. »Er war ein so weiser und gebildeter Mensch. Er wußte vieles, und ich habe ihm immer geduldig zugehört. Es war ein anderes Dasein für mich als bei Wrexham.«

»Das kann ich mir denken.«

Suko stieß mich an und warf mir gleichzeitig einen warnenden Blick zu.

»Was ist?«

»John, dieser Wald lebt. Wir sind nicht die einzigen, habe ich das Gefühl.«

»Hast du was gehört?«

»Wir müssen damit rechnen, verfolgt zu werden. Wrexham wird nicht aufgeben, glaubt mir.«

»Okay, Suko – wohin?«

Er grinste. »Am besten wäre es, wenn wir in unsere Zeit zurückkehrten.«

»Toll.«

»Ich habe eine Idee«, meldete sich Femina. »In der Nähe gibt es eine kleine Hütte. Die hat früher einem Köhler gehört. Er ist vor einigen Monaten verstorben. Die Hütte liegt sehr versteckt. Man kann auch merken, wenn sich jemand nähert. Da hätten wir Ruhe.«

Ich schaute Suko an. »Was meinst du?«

»Einverstanden.«

Femina lief bereits auf den dunklen Waldgürtel zu. Ich wollte ihr nach, holte noch die kleine Lampe hervor, als es geschah. Auch Suko griff nicht rechtzeitig genug ein, denn aus der Deckung jagte eine Gestalt hervor.

Der Lord!

Femina schrie, er brüllte, und er hob seinen verdammten Schädel.

»Verräterin!«

Das eine Wort reichte ihm aus. Der Säbel raste nach unten, und die

Klinge durchstach den Körper der jungen Frau, wurde wieder herausgezogen, und da hielten Suko und ich schon unsere Waffen in den Händen. Wir schossen zugleich.

Von zwei geweihten Silbergeschossen getroffen, wurde der Lord in der Vorwärtsbewegung gestoppt. Er schaffte es noch, sich auf seinen Säbel zu stützen, dann schrie er auf, lachte und keuchte in dieses Lachen hinein. »Jetzt habe ich das Leben nicht. Nein, ich habe es nicht, verdammt noch mal. Ich…«

Er brach zusammen!

Ich war schon auf dem Weg zu Femina. Trotz der schlimmen Verletzung hatte sie sich auf den Beinen gehalten. Sie stand da, schwankte, totenbleich im Gesicht. Aus ihrer Nase rann Blut, auch die Kleidung war durch den Lebenssaft getränkt.

»John…«

Ich fing sie auf, als sie mir entgegenkippte, und ich wußte, daß ich eine Sterbende in den Armen hielt.

Suko kam ebenfalls zu mir. Wir hörten ihre letzten Worte vor dem Tod. »Ich wußte, daß mir diese Nacht den Tod bringen würde, ich habe es Suko gesagt, nicht wahr?«

»Das hast du…«

»Es… es war schön, euch zu kennen. Es … es war schön, so wunderschön, eine andere Zeit … ich … ich sehe das Licht. Es ist so helle, so strahlend, es lockt mich … auf Wiedersehen …«

Plötzlich veränderte sich ihr Gesicht. Ein Lächeln lag auf ihren Zügen, und es blieb auch dort, als Beweis dafür, daß sie in den letzten Sekunden ihres Lebens etwas Wunderschönes gesehen hatte.

Suko hatte den Lord untersucht und kam nickend zu mir zurück.

»Er lebt nicht mehr, John.«

»Klar.«

Suko nahm mir das Mädchen ab, das ich langsam zu Boden gleiten ließ. Femina lag auf dem feuchten Laub, in unseren Kehlen saßen dicke Klöße, reden konnten wir kaum.

»Wir wollen ihr ein Grab schaufeln«, sagte ich.

Suko war zwar einverstanden, erkundigte sich gleichzeitig nach dem Werkzeug.

»Aus dem Ort holen wir es.«

Soweit kam es nicht mehr. Zwar war der Lord of Wrexham allein vorgelaufen, aber seine Männer und Häscher hatten nicht zurückbleiben wollen. Vielleicht waren sie auch durch die Schußgeräusche aufgeschreckt worden. Jedenfalls hielt sie nichts mehr in den nahen Verstecken, und sie betraten von allen vier Seiten die Lichtung, wo Suko und ich standen, die Lampen eingeschaltet hatten und den leblosen Körper des Lords anleuchteten.

Es zeigte sich kein Fackelträger, die Baphomet-Templer waren unter

sich. Der Anblick ihres toten Anführers bremste ihren ersten Schwung, sie blieben stehen, als wären sie vor eine Wand gelaufen.

»Geht ruhig näher«, sprach ich sie an. »Er lebt nicht mehr. Baphomet hat ihn nicht beschützen können.«

Sie trauten sich nicht, flüsterten miteinander und warfen der Kassette, die ich festhielt, verstohlene Blicke zu.

»Ja, darin befindet sich Lorenzos Geheimnis, sein Erbe, nur werdet ihr davon nichts zu sehen bekommen, denn wir nehmen es mit in unsere Zeit.«

»Und dann?« fragte jemand.

»Vielleicht beginnt wieder alles von vorn.« Ich deutete auf die tote Femina. »Das war sein letztes Opfer, seine letzte Tat, zu einer weiteren wird er nicht kommen. Wir haben ihn erschossen. Ich würde euch raten, Baphomet oder dem Teufel abzuschwören. Versucht, einen anderen Weg zu gehen, es ist besser.«

»Und gebt beiden Toten ein Grab«, sagte Suko, »denn wir müssen von hier verschwinden.«

Die Kuttenträger gaben keine Antwort. Sie ließen uns gehen, nicht einmal streckten sie ihre Hände aus, um uns aufzuhalten. Erst nach Minuten sprachen wir wieder.

»Was meinst du, John? Werden sie umkehren?«

Ich kam nicht mehr dazu, meine Meinung abzugeben, denn wir hörten gemeinsam die fürchterlichen Schreie.

Da wurden Sekunden zu Minuten. Wir standen da und zitterten, lauschten unseren heftig klopfenden Herzen, ohne etwas dagegen unternehmen zu können.

Danach trat Stille ein. Eine schlimme, eine fürchterliche Stille. So bedrückend und grausam.

Tief atmete ich durch, wischte über meine Stirn und schüttelte den Kopf. »Es ist anders gelaufen, Suko, ganz anders.« Nach dieser Bemerkung ging ich den gleichen Weg zurück.

Das Grabmal erreichten wir zugleich.

Als wir es verlassen hatten, waren zwei Tote dort geblieben. Das stimmte nicht mehr.

Die Baphomet-Templer waren ihrem Anführer in den Tod gefolgt.

Ihre Leichen umrundeten das Gras als makabres Muster. Es war ein fürchterlicher Anblick, der uns beiden einen Schock versetzte, und Suko sprach das aus, was ich dachte.

»John, es hatte so kommen müssen. Es war einfach nicht anders zu machen. Wir haben Lorenzos Erbe gefunden, nicht sie. Ihre Leiber sind tot, aber ihre Seelen oder Geister leben noch, ohne die ewige Ruhe finden zu können. Denk daran, wie sie uns in deiner Wohnung besucht haben. Hier erleben wir gewissermaßen den Beginn.«

Ich nickte nachdenklich. »Wann werden sie denn ihre Ruhe finden

können?«
»Frag den Teufel?«
Ich holte den Spiegel hervor, Suko hatte mir gewissermaßen das Stichwort geliefert.
Das Gesicht unseres »Freundes« Asmodis zeigte sich dort nicht. Er sah überhaupt nicht verändert aus, aber wir brauchten ihn noch, das stand für uns fest.
Ich übergab dann meinem Freund die Kassette, weil ich meine rechte Hand frei für das Kreuz haben wollte.
»Glaubst du, daß es klappt?«
»Ich hoffe es.«
Spiegel und Kreuz gerieten aneinander. Zwei gegensätzliche Magien schufen plötzlich eine Basis, auf die wir gehofft hatten. Es passierte wie schon einmal.
Plötzlich kippte etwas über uns zusammen. Ein regelrechter Sturmwind saugte uns an. Wir hatten wieder den Eindruck, in den Spiegel zu tauchen – und…
Das Nichts war da und endete auch.
Eine andere Zeit hatte uns wieder. Die normale Gegenwart und damit auch meine Wohnung…

***

Nichts hatte sich verändert. Noch immer stand der Gral an der gleichen Stelle. Niemand hatte ihn berührt, niemand war in der Wohnung gewesen, dennoch fühlten wir uns fremd. Vielleicht lag es an den Vorfällen der Nacht, so einfach konnten wir die Dinge auch nicht abschütteln oder über sie hinwegsehen.
Ich hatte die Kassette auf den Tisch gestellt, hockte im Sessel, während Suko in der kleinen Küche verschwunden war, um uns einen Kaffee zu kochen.
Das Gluckern der Maschine kam mir fremd vor. Sie schien meilenweit entfernt zu stehen. Die Augen hielt ich halb geschlossen, noch immer zogen die Bilder der Vergangenheit an meinem geistigen Augen vorbei, und ich dachte an Femina.
Wir konnten dem Schicksal kein Schnippchen schlagen. Ihre Zeit war gekommen, sie hatte sterben müssen.
Daß Suko mit dem Kaffee zurückkam, merkte ich kaum, weil ich zu sehr in Gedanken verloren war. »Willst du noch etwas haben, John?«
»Ja, einen Cognac.«
Suko meinte es gut und brachte mir einen Doppelten. Die Hälfte davon verschwand im Kaffee, den ich gut umrührte. Den Rest schluckte ich pur und freute mich über die Wärme, die meinen Körper durchrieselte. Auch den Kaffee trank ich in kleinen Schlucken, dachte nach und starrte dabei die Holzkiste an.

»Wir sollten sie öffnen«, sagte Suko, der meinen Blick bemerkt hatte. »Noch ist der Fall nicht gelöst.«

»Meinst du?«

»Sicher.«

»Was würde geschehen?«

Der Inspektor hob die Arme und meinte mit etwas Galgenhumor in der Stimme: »Bomben kannte man damals noch nicht. Ich glaube nicht, daß sie in die Luft fliegt.«

»Da kannst du recht haben.«

Ich trank das Glas leer und wollte die Kassette nehmen. Mit der beschäftigte sich Suko bereits. Beim Anschauen des Schlosses lächelte er. »Eine meine allerleichtesten Übungen. Das Ding da ist mehr Makulatur.«

»Für die damalige Zeit hat es gereicht.«

»Bestimmt.«

Gespannt beugte ich mich vor, als sich mein Partner an die Arbeit machte. Er hatte ein modernes Besteck genommen und drückte den Kunststoff in das kleine Schloß. Eigentlich hätte er es schnell aufbrechen müssen, aber es hakte.

»Rost«, sagte er, »der verdammte Rost hält alles fest.«

»Sollen wir es ölen?«

»Nein, weiter.«

Ich wartete ab, trank Kaffee und ließ meinen Freund arbeiten. Der Cognac zeigte bereits Wirkung. Ich hätte ihn nicht trinken sollen, egal, man ist irgendwo ein Mensch, zudem war mir Feminas Tod auf den Magen geschlagen.

»Gleich habe ich es«, flüsterte Suko. Er probierte weiter, konnte den Dietrich bewegen, und dann schwang der gebogene Schloßbügel zurück. »Es ist offen, Alter!«

»Dann hoch mit dem Deckel!«

»Ich?«

»Wer sonst?«

Suko war vorsichtig. Vielleicht wollte er auch die Phase der Spannung verlängern, es war mir egal. Die beiden Hälften klebten aufeinander. An der Kassette hing ebenso der Schmutz wie an unseren Füßen, den wir aus der Vergangenheit mitgebracht hatten.

Mit einem Ruck schließlich klappte der Deckel auf, und Suko pfiff freudig durch die Zähne.

Ich stand auf. Suko tauchte seine Hand in die Kassette. Was er hervorholte, enttäuschte uns nicht. Wir machten allerdings auch keine Freudensprünge.

Es sah aus wie ein in Leder gebundenes Buch, was es allerdings nicht war, denn in der ledernen Hülle befanden sich zusammengefaltete Papiere, mehr nicht.

Vorsichtig zupfte Suko sie hervor, legte sie auf den Tisch und breitete sie aus.

»Eine Karte«, staunte ich.

»Richtig.«

In den folgenden Sekunden schauten wir uns die Karte von beiden Seiten an. Die Umrisse waren mit einem sehr dünnen Stift gezeichnet worden, aber durchaus zu erkennen. Wenn mich nicht alles täuschte, war dort das Stück einer Küstenlinie gezeichnet worden und die Umrisse mehrerer kleineren Inseln, die vor der Küste lagen.

»Das kann überall auf der Welt sein«, murmelte ich.

Suko nickte. »Ich begreife nur nicht, daß dieser Lord dermaßen dahinter her war.«

»Gibt es keine Erklärung?«

»Hast du eine gesehen?«

Ich drehte die Karte um. Vielleicht war etwas auf der Rückseite vermerkt. Ich hatte mich nicht getäuscht. In kleiner, blasser, aber gestochen scharfer Schrift stand dort ein Text zu lesen, der uns beide faszinierte.

»Lies ihn vor, John, er ist sowieso an dich persönlich gerichtet.«

Da hatte mein Freund recht. Ich las also laut vor:

»Diese Karte ist für den bestimmt, der als letzter das Kreuz tragen wird und als Sohn des Lichts den Dunklen Gral besitzt. Nur er darf sich auf die Suche machen und meinen Aufzeichnungen folgen. Ein Unreiner würde die Karte nicht einmal anfassen dürfen, denn sie zeigt genau den Ort, wo all das verborgen liegt, was der Orden über das Meer in Sicherheit bringen konnte. Es ist der sagenumwobene Schatz der Templer, der an der Küste eines neuen Landes in der Tiefe des Meeres versenkt wurde und dort auf den Sohn des Lichts wartet, damit er ihn unabhängig macht und den Kampf gegen Baphomets Templer aufnehmen kann. Nur der Sohn des Lichts darf ihn bekommen, aber hüte dich, der du diese Worte liest, es wird nicht einfach sein. Ich gebe dir meinen Segen und wünsche dir alles Glück der Welt.«

Nach diesen Worten verstummte ich. Blaß geworden trat ich einen kleinen Schritt zurück.

Suko grinste mich an. »Das hat dir gegolten, John. Du bist der Sohn des Lichts, der Träger des Kreuzes.«

»Ja«, flüsterte ich. »Das weiß ich. Und ich weiß auch, daß es den Schatz geben soll.«

»Es gibt ihn, John, es gibt ihn. Ich glaube nicht, daß Lorenzo gelogen hat. Er muß in seinem Leben viel gereist sein und ebenso viel geforscht haben. Er hat es geschafft.«

Ich ließ mich in den Sessel fallen. »Einen Schatz«, sagte ich leise.

»Ich habe das Gefühl, als sollte ich ihn nicht annehmen. Was soll ich mit dem Templer-Gold machen?«

»Das ist deine Sache.«
»Unabhängig sein?« Ich runzelte die Stirn. »Das glaube ich nicht. Wer soviel Geld oder Gold besitzt, ist abhängiger als wir mit unseren kleinen Gehältern. Suko, das paßt irgendwo nicht zu mir. Das ist ein Schuß in den Ofen.«
»Wenn man dich so anhört, kann man vermuten, daß du auf den Schatz verzichten willst.«
»Ich spiele tatsächlich mit dem Gedanken.«
»Du solltest es dir überlegen. Man kann mit diesem Geld auch viel Gutes tun.«
»Meinst du, ich sollte das Gold zu Geld machen, wenn ich es tatsächlich mal besitze?«
»Zum Beispiel.«
Ich winkte ab. »Mein Gott, das wird lange dauern. Zunächst einmal müssen wir die Stelle finden, wo der Schatz sein könnte.«
»Vor einer Küste.« Suko fuhr mit dem Finger dicht über das Papier hinweg. »Und zwar vor der amerikanischen. Wie war das denn damals, als der Orden aufgelöst wurde. Einige Templer hatten schon vorher Wind davon bekommen und gewisse Schätze in Sicherheit gebracht. Man spricht von Neufundland. Ich habe den Verlauf der Halbinsel und der vorgelagerten Inseln nicht im Kopf, kann mir allerdings vorstellen, daß dies eine Zeichnung von Neufundland ist. Oder ein Teil davon.«
»Das kann stimmen.«
»John, der Spiegel!« Suko zischte die drei Worte. Auch ich drehte mich um und bekam große Augen.
Aus der ovalen Fläche stieg ein dichter, grüngelber Qualm der Decke entgegen…

***

Im ersten Moment blieb ich wie festgenagelt in meinem Sessel hocken. Ich überriß die neuen Tatsachen noch nicht genau, aber ich konnte mir vorstellen, daß der Spiegel seine Pflicht getan hatte und nicht mehr benötigt wurde.
Noch einmal bewies er seine Stärke. Oder vielmehr Asmodis, der ihn unsichtbar aus dem Hintergrund leitete.
Es waren nicht allein Rauch und Qualm, was da aus der Fläche stieg, sondern geheimnisvolle Gestalten, die wir schon einmal in dieser Wohnung erlebt hatten.
Lord Wrexhams Baphomet-Templer!
Sie kehrten als Geister zurück. Sie hatten sich selbst umgebracht, weil es ihnen nicht gelungen war, Lorenzos Erbe zu finden. Jetzt waren sie, die Versager, zu Verfluchten geworden, zu Geistwesen, die nie Ruhe finden und für immer durch die unheimlichen Reiche

streifen würden. Das wußten wir, und wir konnten jetzt feststellen, daß Asmodis Gewalt über die Wesen bekommen hatte, da sie aus seinem Spiegel gestiegen waren.

Sehr deutlich erkannten wir den Geist des Lords. Er überragte alle anderen und stellte sich auch vor sie hin.

Gleichzeitig zerbrach der Spiegel.

Erst hörten wir das Knacken, dann schoß Feuer aus der Fläche hoch, das keine Wärme verbreitete und aus den Tiefen der Finsternis stammen mußte. Zurück blieb der Rahmen und als weiteres Erbe die Geister der Baphomet-Templer, die sich im Raum verteilt hatten.

Sie standen da wie ein Hologramm. Nichts hörten wir, nur der leichte Fluß der Totenkälte streifte durch das Zimmer und verschonte auch unsere Gesichter nicht.

Ich ließ meine Waffen stecken, denn ich wußte, daß mir diese Wesen nicht mehr gefährlich werden konnten.

Sie warteten ab.

Sekunden verstrichen, bis ich mich erhob, Sukos warnenden Blick sah, aber nicht auf ihn achtete, sondern den Geistern entgegenschritt.

Mit meinem Kreuz, das ich hervorgeholt hatte. Ich sprach sie auch an. Ob sie mich hören konnten, wußte ich nicht. Jedenfalls erklärte ich ihnen, daß wir das Erbe Lorenzos besaßen.

»Was ist es?«

War es die Stimme des Lords, die mich aus einer unendlich weiten Entfernung erreichte.

»Eine Karte.«

»Zum Schatz hin?«

»So ist es.«

Da begannen sie zu jammern und zu klagen. Sie bewegten sich dabei, hoben die Arme, als wollten sie uns anflehen, doch in ihr Geschrei erklang das scharfe Lachen.

Plötzlich passierte es. Ein Windstoß fuhr durch den Raum, begleitet von winzigen Flammenzungen, die nicht die Möbel in Brand setzten, sondern sich um unsere unheimlichen Besucher verteilten und sie zerstörten.

Das Feuer fraß sie. Es sah wirklich so aus, als würden die kleinen Flammen die Geister schlucken.

Was zurückblieb, war ein scharfer, widerlicher Gestank, der uns an den erinnerte, der das Finale geschrieben hatte.

Asmodis!

»Getraut hat er sich nicht«, sagte Suko. »Er blieb unsichtbar, aber hat raffiniert die Fäden gezogen.«

»Korrekt, aber was hat er gewonnen?«

»Uns?«

Ich schüttelte den Kopf. »Jetzt weiß er, daß wir uns auf die Suche

machen werden.«

»Das ist ihm offenbar lieber.«

»Mir aber nicht.« Ich verengte die Augen. »Es könnte auch eine gigantische Falle sein, mein Freund.«

Suko widersprach nicht. Er öffnete nur das Fenster, um frische Luft in den Raum zu lassen…

***

Am anderen Morgen, sogar ziemlich spät, fast schon vor dem Mittag. Glenda Perkins staunte uns an und flüsterte, daß Sir James bereits auf uns wartete.

»Wir steckten im Verkehr fest«, erklärte Suko. Das gleiche sagte er auch unserem Chef.

Sir James winkte ab. »Was macht das schon? Ich habe von Ihnen per Telefon andere Dinge gehört. Stimmt es tatsächlich, daß Sie aus der Vergangenheit eine Karte geholt haben, auf der die Lage des großen Templerschatzes eingezeichnet ist?«

»Davon gehen wir aus.«

»Darf ich sie sehen?«

Suko und ich breiteten sie auf dem Schreibtisch unseres Chefs aus, der sie mit einer Karte der Halbinsel Neufundland verglich.

»Tatsächlich«, murmelte er. »Sie… sie sind identisch.«

Ich nickte. »Womit dieser Fall noch nicht beendet wäre. Im Gegenteil, er fängt erst an.«

»Dann wollen Sie nach Neufundland fliegen?«

»Das hatten wir vor.«

Sir James trat ans Fenster, schaute nach draußen, drehte sich nach einer Weile wieder um und meinte: »All right, ich werde Miß Perkins sagen, daß sie sich um Ihre Tickets kümmert.«

»Danke, Sir«, sagten wir wie aus einem Munde.

Der Superintendent winkte ab. »Ich weiß nicht, ob Sie mir danken sollen. Sie ahnen nicht, was da auf Sie zukommt. Ein Zuckerschlecken wird das nicht.«

Der Meinung waren wir auch und fügten deshalb kein Wort mehr hinzu…

ENDE